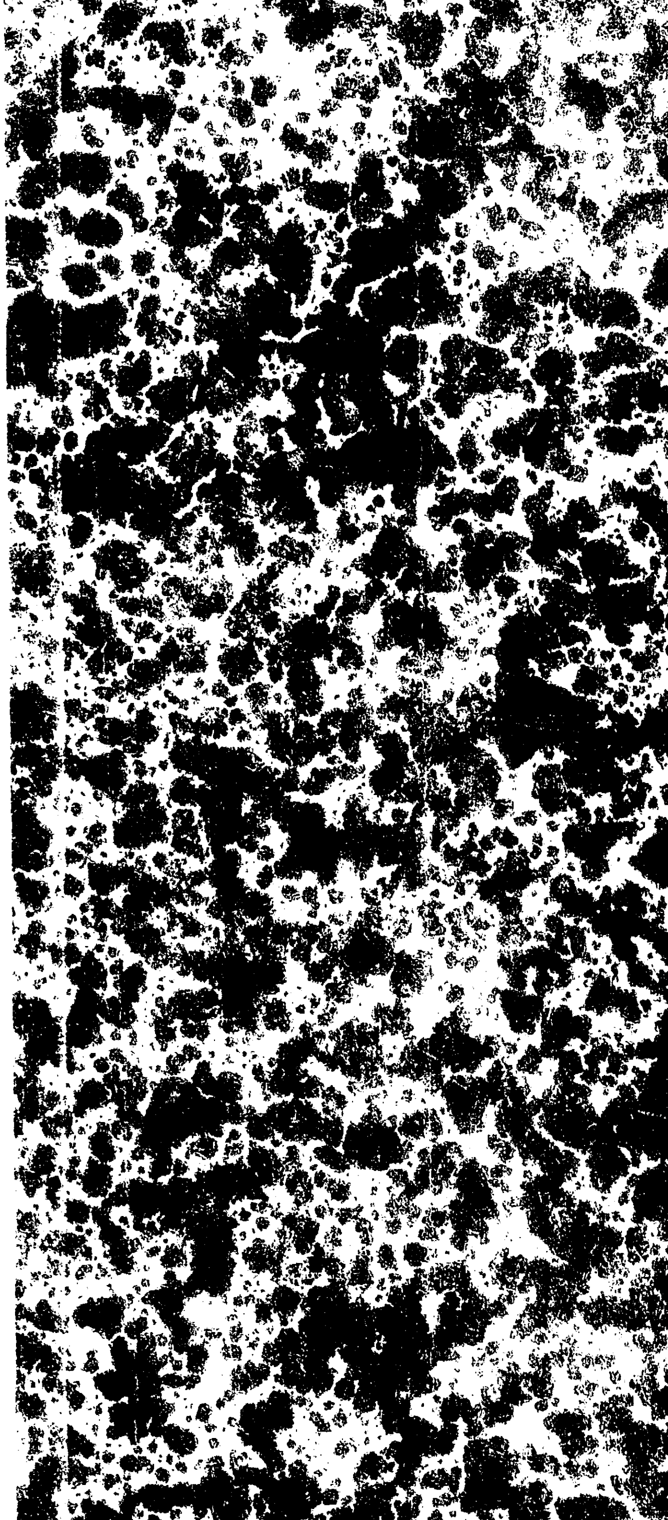




ECEIVED for review by

~~Biblical World~~

Journal of Theology

~~Journal of Sem. Lang.~~

To be reviewed by

Dr. C. R. Henderson.

For July No., 1901

200 words

Manuscript due May 1 1901

To Sociology Library

For

To be sold to

Credit to Journ. Theol.

ECEIVED for review by

~~BIBLICAL WORLD~~

JOURNAL OF THEOLOGY

~~JOURNAL OF SEM. LANG.~~

To be reviewed by Dr. C. R. Henderson.

For July No., 1901

200 words

Manuscript due May 1 1901

To Sociology Library

For

To be sold to

Credit to Journ. Theol.

Chri
und sit
Leben

Vier
Hochs
gehalten

Carl
Pastor an
mierten G

Leipzig 19
Verlag vo

Christentum
nd sittlich-soziale
Lebensfragen

Vier volkstümliche
Hochschulvorträge
gehalten i. J. 1900 von

Carl Bonhoff
Pastor an der evangelisch-reformierten Gemeinde zu Leipzig



Leipzig 1900 Druck und
Verlag von B. G. Teubner

Der evangelisch-reformierten Gemeinde in Leipzig zum Jubiläum ihres zweihundertjährigen Bestehens gewidmet

Vorwort.

Die nachfolgenden Vorträge wurden im Februar und März d. J. unter dem Gesamttitel: „Das Christentum und das sittliche Empfinden der Gegenwart" gehalten und werden nun in völlig unveränderter Form, mit Einschluß der mir durch Fragezettel nahe gelegten Erörterungen, dem Druck übergeben. Es geschieht auf mehrfach geäußerten Wunsch von Zuhörern und auch von andern Personen, die, am Hören der Vorträge verhindert, sich von einer freimütigen Behandlung des genannten Themas und von der Vertiefung in seine Probleme eine wohlthätige Aufklärung versprechen. In der That dürfte das unbewußte Christentum so mancher Zeitgenossen wieder in ein freudig bewußtes sich verwandeln, sobald ihnen die Erkenntnis aufginge, daß ein in manchen Punkten abweichendes sittlich-soziales Empfinden ihre volle Übereinstimmung mit dem Kern des Christentums Christi, wie es unsere drei ersten Evangelien darstellen, — dieses haben auch die Vorträge vor allem im Auge — nicht aufzuheben braucht. Möchte nun auch das vorliegende Büchlein diese befreiende Erkenntnis an seinem Teile verbreiten helfen!

Leipzig, Juni 1900.

C. B.

Inhalt.

Der Verfasser bittet vor dem Lesen des Buches einige Berichtigungen vorzunehmen, die ihm bei wiederholter Beschäftigung mit dem Thema als wünschenswert erschienen sind, im Texte selbst aber ohne große Umständlichkeiten nicht mehr angebracht werden konnten. Die Frage S. 3 Z. 7 v. u. sollte lauten: „Giebt es kein geschichtliches Verständnis der Gegensätze, das ehrlich aufklären und durch Feststellung einer gemeinsamen Grundgesinnung versöhnen kann?" Der Satz S. 24 unten sollte deutlicher von der Thatsache sprechen, „daß er (Jesus) sich selbst in hingebendster sozialer Arbeit zu Gunsten der Kranken, Armen und Gefallenen seines Volkes verzehrt, aber auch seinen Jüngern zugerufen hat: „ein Arbeiter ist seines Lohnes wert", daß er ferner zwar den oft durch unbarmherzigen Priestergeiz und Wuchersinn in die Höhe getriebenen Reichtum seiner Zeit als ein schwer überwindbares Hindernis auf dem Wege zum Reich Gottes angesehen, aber seine kluge Verwaltung . . . hochgeschätzt . . . hat." Auf S. 64 Z. 3 u. 4 v. u. sollten die übertreibenden Worte: „in all seinen Schmerzen und Freuden" gestrichen werden.

Leipzig, Juli 1900.

C. B.

I.

Die Wertschätzung der bürgerlichen Gemeinschaften und die sozialen Tugenden.

Es ist ein weites Gesamtthema, das ich in vier Stunden vor Ihnen zu behandeln gedenke. Viele Fragen und Probleme sind vielleicht auf manchen von Ihnen eingestürmt, als er seine Ankündigung las; ich bin mir von vornherein darüber klar: sie werden nicht alle zur Sprache kommen können. Vielleicht werden Sie auch in Bezug auf manche Fragen, die ich wirklich bespreche, den Eindruck des Abschließenden und der vollen Klärung vermissen — ich bitte Sie, nicht mehr als eine Anregung zu erwarten, eine Anregung zu weiterer selbständiger Prüfung der berührten Fragen, eine Ermutigung, das Christentum und das sittliche Empfinden der Gegenwart aufrichtig und gerecht nach allen Seiten hin, ohne schwächliche Kompromisse, im eigenen Innern versöhnen zu können.

Noch ein Wort zuvor über den Plan der Behandlung, der vielleicht manchen von Ihnen befremdet hat. Man kann mir vorwerfen, daß ich nach diesem Plane gewissermaßen die christliche Sittenlehre von rückwärts beginne. Das ist richtig, geschieht aber nicht ohne Absicht. Ich wollte Sie nicht sogleich in das Centrum

meiner religiösen Voraussetzungen führen. Ich dachte mir: mancher teilt sie nicht, fühlt sich dann von vornherein fremd und giebt die Hoffnung auf Verständigung auf. Ich will also lieber von den weitesten Peripherien aus allmählich mit Ihnen in den Mittelpunkt eindringen, vom breiten Stromlauf her zur Quelle zurückfahren, wenn auch solche Fahrt stromaufwärts ihre besonderen Schwierigkeiten hat. Dieser Plan schließt ja nicht aus, daß wir zuletzt einen Rückblick auf die durchfahrene Strecke thun, der uns zeigt, wie wir doch eigentlich erst an der letzten Quelle die sittliche Vollkraft, die Einheit der Anschauung und des Lebens, die tiefste Versöhnung der Gegensätze finden. Auch die Fahrt stromaufwärts ist ja nur möglich auf den Wasserfluten, die von der Quelle her strömen.

Mit dem ersten Einzelthema: „Die Wertschätzung der Gemeinschaften und die sozialen Tugenden" führe ich Sie zunächst auf ein Gebiet, das in der Gegenwart eines allgemeineren Interesses sicher ist. Wir stehen ja im Zeitalter der sozialen Frage und werden auch da, wo nicht diese Frage im engeren Sinne verhandelt wird, sondern die bürgerlichen Gemeinschaften, deren Dasein sie zur Voraussetzung hat, uns lebhaft beteiligt fühlen. Das Bewußtsein, für die Gesamtheit da zu sein und für sie wirken zu müssen, ist doch mit neuer Frische in Fleisch und Blut unseres Geschlechts übergegangen; wir alle erwarten oder hoffen, daß der Hauptfortschritt des 20. Jahrhunderts auf sozialem Gebiete sich vollziehen werde. Wir empfinden es als eine große sittliche Aufgabe der Kulturvölker, hier eine neue Klärung und Ausgleichung zu gewinnen, und wissen: wir alle haben an dieser Aufgabe teil. Es ist nicht so, als hätte die Lehrer der Philosophie und der Volkswirtschaft bloß eine Laune an-

gewandelt, als sie in ihren Systemen der Sozialethik einen breiteren Platz einzuräumen begannen. Nein, dies Verfahren entspricht nur dem tiefen Bedürfnis, das aus der allgemeinen Lage aufsteigt. Wir alle, ohne Unterschied der Parteien, des Standes und des Geschlechts, fühlen uns unmittelbar in diesem Bewußtsein solidarisch: wir haben unsere sittlichen Grundsätze mehr und mehr als soziale Wesen zu bewähren und haben deshalb auch ein Interesse daran, sie in sozialer Beziehung geklärt und gefestigt zu sehen. Jedenfalls ist die Bedeutung der Gemeinschaften für uns moderne Menschen mit der Verantwortung für ihre Entwicklung gewaltig gestiegen und wer sie unterschätzen oder gar völlig abstreiten wollte, den würden wir als einen rückständigen, das Gesamtstreben seiner Zeit nicht verstehenden Menschen auch nicht für urteilsfähig ansehen.

Nun ist es aber einer der ernstesten, immer wieder gegen das Christentum erhobenen Vorwürfe, daß es dieser Unterschätzung der weltlichen Gemeinschaften sich schuldig gemacht habe, daß es sich also noch heute mit unseren allgemeinsten sittlichen Empfindungen und Interessen in Widerspruch setze. Wir fragen: auf welche Aussagen und Grundsätze des Neuen Testaments beruft man sich bei diesem Vorwurf? Welche Stimmungen und Überzeugungen stellt man ihnen entgegen? Und giebt es keine ehrliche Versöhnung, keine geschichtliche Berichtigung der behaupteten Gegensätze?

Ganz allgemein lautet jener Vorwurf gegen das Christentum auf Weltverneinung, auf weltfremde und deshalb kulturfeindliche Sinnesrichtung. Das ursprüngliche Christentum wenigstens, so sagt man, ist durch sie gekennzeichnet. Jesus hatte seinen Jüngern von einer

Wiederkunft in Herrlichkeit gesprochen. Vor ihnen und der ganzen ersten Gemeinde stand ein vom Himmel herabkommendes neues Weltalter, mit dem eine Umwälzung aller Verhältnisse eintreten sollte. Hätte es da Sinn gehabt, sich für die Ziele einer in Kampf und Arbeit emporstrebenden Menschheit zu erwärmen, die von solcher Hoffnung nichts wußte? Gleichgültigkeit, Passivität, innerliche Abkehr vom gesamten Kulturleben auch bei äußerlich tadelloser Pflichterfüllung mußten die notwendige Folge jener Erwartung sein; der ganze überlieferte Vorrat sittlicher Grundsätze und Tugendauffassungen von ihr seine Färbung empfangen. Ob aber diese Färbung nicht die Lauterkeit der sittlichen Beweggründe wesentlich beeinträchtigt habe, das erscheine, so sagt man, mindestens zweifelhaft. Denn dieser alles bestimmende Gedanke an das zukünftige Himmelreich schließe den des zukünftigen Lohnes ein. So werde denn alles Streben nach der rechten Beschaffenheit des Charakters, alle Reinheit und Güte des Herzens, alles geduldige Märtyrertum eigentlich nur um dieses Lohnes willen empfohlen und ausgeübt, durch den Gegensatz der in Aussicht gestellten Höllenstrafen die Furcht und Feigheit der Seelen noch zu Helfern der Moral angerufen, kurz, das Gute nicht um des Guten, sondern hauptsächlich um des verheißenen Lohnes willen gethan, gemäß dem Refrain jener Seligpreisungen Jesu: „es soll euch im Himmel wohl belohnet werden.“

Wo aber diese gewissermaßen immer jenseitige Aussicht das ganze Herz in Anspruch nehme, da erlahme naturgemäß nicht bloß das Interesse für die großen allgemeinen Aufgaben der Menschheit, sondern erst recht das für die begrenzteren Gemeinschaften des Staates und der Familie. Wer der Welt nur als ein „Fremd-

ling und Pilgrim" angehört, der kann wohl im Staate ein musterhafter „Passivbürger" sein, aber dem freudigen Eifer politischer Thätigkeit ist er entfremdet, ohne den es der Staatsmaschine an der treibenden Dampfkraft fehlt. Der Staat hat durch Ausübung der Macht nach außen und innen und durch Pflege des Rechtes den Bestand eines Volksganzen zu sichern, aber Schwert und Prozeß und die entsprechenden politischen Tugenden der Tapferkeit und des Rechtsinnes können nicht Sache derer sein, die kein Teil an dieser Welt haben, dem Bösen nicht widerstreben und Rechtshändel vermeiden sollen. All dem weltlichen Gewaltwesen steht ja für sie das ausdrückliche Gebot Jesu gegenüber: „Die weltlichen Fürsten herrschen und die Großen brauchen Gewalt, so soll es unter euch nicht sein;" allem Rechtswesen seine Frage: „Wer hat mich zum Erbschichter über euch gesetzt?" d. h. doch: Rechtsfragen fallen überhaupt nicht in den Bereich meiner Aufgaben.

Und scheint nicht aus manchen seiner Worte auch eine Geringschätzung der heiligen Urform menschlicher Gemeinschaft, der Familie, hervorzugehen? Er selbst hat wenigstens zeitweilig in innerer Entfremdung von Mutter und Geschwistern gelebt und die Ankündigung ihrer Ankunft einmal mit dem schroff abweisenden Bescheid beantwortet: „Wer sind meine Mutter und meine Brüder?" Nicht die Bande des Blutes, sondern Geistes- und Willensübereinstimmung sollten diese trauten Namen verleihen. Aber die gleiche Zerreißung zartester natürlicher Bande hat er auch von seinen Nachfolgern verlangt: „So jemand zu mir kommt und hasset nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, auch dazu sein eigen Leben, der kann nicht mein Jünger sein." Er hat es

geradezu als eine voraussichtliche Folge seines Auftretens bezeichnet, daß Zwiespalt und Parteiung in den Frieden der Häuser eindringen und die Eltern mit ihren Kindern entzweien werde. Er hat auf die Frage seines Jüngers: „Wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt, was wird uns dafür?" — wir sehen: auch hier wieder der Lohngedanke — dieser Abwendung von Weib und Kind, Eltern und Geschwistern, Haus und Hof hundertfältigen Gewinn und das ewige Leben verheißen. Dem Manne, der sein Jünger werden, aber zuvor dem verstorbenen Vater die letzte Ehre erweisen will, verbietet er die Erfüllung dieser schuldigen Kindespietät: „Folge du mir und laß die Toten ihre Toten begraben." Über den weiblichen Dienst der häuslichen Mühewaltung und über die Sitten der Gastfreundschaft giebt er nicht minder befremdliche Urteile ab. Er äußert sich zustimmend über diejenigen, die um des Himmelreichs willen auf eheliche Gemeinschaft und Gründung einer Familie überhaupt verzichten, wie ja auch Paulus, der Apostel, trotz des hohen Begriffs, den er immerhin von der Ehe hat, doch die Ehelosigkeit als den idealeren Zustand bezeichnet, weil er den Menschen zum ausschließlichen Dienst des Herrn befähige, von der Sorge um die Dinge der Welt und um das Wohlgefallen des Weibes befreie.

Er ist nur eine weitere Konsequenz, wenn mit der Bedeutung des Staatswesens und des Hausstandes auch ihre festesten Grundlagen erschüttert und die naturgemäßen, sittlich bestimmten Mittel zu ihrer Erhaltung entwertet zu werden scheinen, nämlich die Berufsarbeit und das Eigentum. Jesus selbst hat den Beruf des Zimmermanns verlassen, und seine Jünger von ihren Fischnetzen auf die Landstraße gerufen, sein heimatloses

Wanderleben zu teilen. Wo er in seinen Gleichnissen die Berufstreue schildert, ist sie doch nur ein Bild für das Wirken im Reiche Gottes. „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes" und „sorget nicht für den kommenden Tag" — solche Mahnungen scheinen die Gefahr überspannter Zukunftsschwärmerei verbunden mit schlaffer Arbeitsunlust besonders nahe zu bringen. Besonders niedrig wird der Ertrag der Arbeit, also die irdischen Güter, der Besitz und vor allem der reiche Besitz nach seinem Werte eingeschätzt. „Ungerechter Mammon" ist das alles, schwer vereinbar mit dem Dienste Gottes, also nicht bloß wertlos, sondern höchst gefährlich. Wer sich Schätze sammelt und Vorrat aufspeichert für viele Jahre, der vergißt so leicht die Sorge für die Seele, übersieht so leicht die vor seiner Thür schmachtende Not und wird über Nacht von verdammendem Richterspruch getroffen. Darum liegt unter Umständen die einzig mögliche Rettung in der Hingabe aller Güter, wie für jenen reichen Jüngling, dessen trauriger Rückzug zu der Bemerkung Veranlassung giebt: „Es wird eher ein Kameel durch ein Nadelöhr gehen als ein Reicher ins Himmelreich." Darum sollen auch die zur Verbreitung des Evangeliums ausgesandten Jünger nicht Gold noch Silber und keinen Überfluß an Kleidung mit sich nehmen. Aber Almosen geben ohne viel Besinnen, borgen auch ohne Aussicht auf Rückzahlung, das Letzte hingeben noch über Verlangen hinaus, das entspricht der Gesinnung derer, die im Himmelreich Bürger sein wollen. Das ist überhaupt die wesentliche soziale Tugend des alten echten Christentums: Barmherzigkeit, in Selbstverleugnung geübt, im Verborgenen, nicht vor der Öffentlichkeit, an jedem Hilfsbedürftigen, der mir in den Weg kommt, nicht bloß an den Haus-, Volks- und

Glaubensgenossen. Ja, selbst der Feind soll zum Nächsten werden, sein Haß mit Liebe, seine Beleidigung mit Fürbitte, seine Verfolgung mit Wohlthat vergolten werden. Hier tritt — das geben auch viele Gegner des Christentums zu — eine stille sittliche Größe hervor, fast übermenschlich und innerlich unüberwindlich, aber zugleich auch wieder die Gefahr unnatürlicher, ungesunder, ja sogar schädlicher, zu Mißbrauch und Frevel reizender Übertreibung.

So lautet denn für alle Kreislinien des Gemeinschaftslebens, die weitesten wie die engsten, der Vorwurf auf Unnatur, Kulturwidrigkeit und sittliche Anfechtbarkeit des Christentums. Wie soll denn, so ruft man aus, nachdem nun einmal die Erwartung der Wiederkehr Jesu und der Vollendung des Gottesreiches auf Erden sich nicht erfüllt hat, die Menschheit mit all den Anschauungen über ihre kulturellen Gemeinschaften, die jener Erwartung entsprechen, auf Erden sich einrichten? Es ist unmöglich. Jeder Versuch, es zu thun, müßte den ungeheuren Wogendrang ihrer Kulturfortschritte zum Stillstand bringen, die straffe Spannung all der Arbeitskräfte, die in der Hoffnung auf irdische Lebenserhöhung ihren schärfsten Sporn haben, auflösen, den Zusammenbruch all ihrer nur durch lebendig bethätigtes Interesse zusammengehaltenen Organisationen zur Folge haben oder höchstens das jetzt von Maschinen dröhnende und vom Arbeitsschweiß der Menschen gedüngte Feld der Erde in den verwahrlosten Klostergarten eines großen Bettelordens verwandeln. Ja, was wäre wohl aus der Menschheit geworden, wenn sie sich neunzehn Jahrhunderte lang mit der Aussicht auf das Wiederkommen Christi oder ein besseres Jenseits hätte vertrösten und zum Verzicht auf

eine selbstthätige Fortgestaltung ihres Gesamtlebens hätte bewegen lassen? Was wäre überdies auch aus der Kirche geworden, namentlich der protestantischen, hätte nicht der Staat sie in den Schutz seiner Rechtsordnungen aufgenommen, wie jede andere öffentliche Gesellschaftsgruppe auch, und hätte er sie nicht mit seinen materiellen Mitteln unterstützt? Und weiter: was wäre aus der Pflege des religiösen Lebens geworden ohne die Familie? Denn die Familie ist ja doch seit den Anfängen einer höheren Kultur nicht bloß die erste gesellige, wirtschaftliche und rechtliche Einheit, nicht bloß die Grundlage des ganzen kulturgeschichtlichen Daseins der Menschen auf Grund ihrer von Geschlecht zu Geschlecht vermehrten Tradition, sie ist auch von den Tagen des Ahnenkultus an, dessen Priester der Hausvater und dessen Altar der häusliche Herd war, bis in die Gegenwart eine Hüterin der Frömmigkeit — was könnte dem Kinde den tiefen Gemütseindruck ersetzen, den die frommen Erzählungen und Gebete der Mutter in ihm hervorrufen? Aber auch abgesehen von Haussegen und Tischgebet, die, weil sie leicht zu toten Gewohnheiten werden, auch von vielen frommgesinnten Familien heutzutage aufgegeben sind, — worauf beruht denn der Fortbestand unserer wichtigsten kirchlichen Einrichtungen und Zeremonien anders als auf ihrem Zusammenhang mit den Ereignissen des Familienlebens: Geburt, Eintritt ins reifere Leben mit der Konfirmation, Eheschließung und Tod? Vor allem aber: wodurch sollte denn die sittliche Kultur des menschlichen Wesens ersetzt werden, die in der gegenseitigen Ergänzung und Erziehung der Ehegatten und in der Entwicklung sozialer Tugenden durch die Kinderstube, in der doppelt die Menschen segnenden Lebensgemeinschaft des elterlichen

und des eigenen Hauses erblüht? Wie soll sich denn ein Volk, wie die Menschheit ohne diese ihre Voraussetzung als geschichtlicher Organismus erhalten? War nicht immer noch eine Gesellschaft, die diese Grundlage alles Gemeinschaftslebens mißachtete, reif zum Verderben? Wie völlig unverständlich also und wie widerspruchsvoll auch in Bezug auf ausgesprochene Lebensinteressen der Religion ist jene Geringschätzung der Gemeinschaften seitens des Christentums! Wie unbegreiflich dazu jene Zurückstellung des irdischen Berufs, die den Schmarotzern und Drohnen der Gesellschaft wohl gelegen kommen mag, aber nicht denen, die in der Berufsarbeit eine soziale Pflicht, eine Pflicht gegen die Gesamtheit wie gegen das eigene Wesen, in der Unthätigkeit einen Fluch der Völker und der Einzelnen erblicken! Wie sinnlos endlich die Verkennung der sittlichen Bedeutung des Eigentums, ohne das es kein eigentlich menschliches, von der Tyrannei des augenblicklichen Bedürfnisses befreites Leben giebt, geschweige denn eine geistige Entwicklung, eine charaktervolle Unabhängigkeit der Meinungsäußerung und der Unternehmung, einen Aufschwung von Ackerbau, Handel und Industrie, von Wissenschaft, Erziehungswesen, Gesundheitspflege und Kunst!

In solchen Anklagen macht die gegensätzliche Stimmung sich Luft. Sie kann sich nicht genug thun in Wiederholungen und Variierungen des großen Vorwurfs der Kulturfeindlichkeit des Christentums oder gar der Religion überhaupt und sie findet in weiten Kreisen ihr Echo. Bald sind es akademische Ethiker wie Paulsen, bald die verdienstvollen Blätter für „ethische Kultur“, bald die Vertreter unserer aufstrebenden Industriearbeiterschaft, die jene Weltentfremdung betonen. Sie berufen

sich wohl auch auf Männer wie den Dänen Kierkegaard und den Russen Graf Tolstoi, die jeder in eigentümlich radikaler Weise mit diesen urchristlichen Gedanken Ernst gemacht und einen unerbittlich schneidigen Angriff gegen die heutige sogenannte „Christenheit" unternommen haben, die nichts sei als eine große raffinierte Lüge, ein Eimer weltlichen Heidentums mit einem Theelöffel voll Christentum. Auf solche unzweifelhaft überzeugungsmutigen und wegen ihres schriftstellerischen Charakters und ihrer durchgreifenden religiösen Energie gleich sehr bewundernswerten Kämpfergestalten weist man uns hin und sagt: Seht, da zeigt sich noch eine ehrliche Konsequenz, ein tapferer Versuch, das ungefärbte ursprüngliche Christentum zu vertreten — wir machen nicht mit, aber wir haben Respekt. Von euch allen aber, die ihr irgendwie das Christentum vertretet oder bekennt, müssen wir dieselbe Konsequenz verlangen, dasselbe unerbittliche Entweder-Oder in der That. Für euch ist es eine soziale Pflicht, die Pflicht des guten Beispiels. Entweder: ihr seid Christen im Sinne des Neuen Testaments, dann werdet ihr nicht vom Opfertod Christi behaglich leben wollen, dann werdet ihr uns auch mit den mancherlei „Deutungen, die das Evangelium zur Verträglichkeit mit der Welt herabzustimmen versuchen" (Paulsen, Ethik, S. 59), ganz und gar verschonen. Oder: ihr seid nicht Christen in jenem Sinne, sondern in dem andern, wie er seit den Tagen Konstantins des Großen und der Verstaatlichung und Verweltlichung der Kirche in Geltung geblieben ist, dann solltet ihr jetzt ehrlicherweise diesen Namen ablegen und es aufgeben, als behäbige Weltleute eure Mitmenschen mit der Vertröstung auf das Jenseits abzuspeisen. Nur kein drittes, nur keine unehrliche Vermittlung!

Nein, keine unehrliche Vermittlung, aber auch kein unehrliches Verschweigen von Thatsachen, in denen selbst versöhnende Momente gegeben sind, die aber zuweilen von genialen Naturen, deren Stärke und Schwäche die Einseitigkeit ist, übersehen werden! Ich habe absichtlich, meine Damen und Herren, die Gegensätze in ihrer äußersten Schärfe hervortreten lassen und in meinem vorherigen Referat über Aussagen des Neuen Testaments wie ein polemisierender Gegner des Christentums gesprochen, dem es natürlich ist, alle seinen Standpunkt bekräftigenden Sprüche aus ihrem Zusammenhang herauszuholen und zu einer Kette von Beweisen zu verbinden. Ich habe wohl kaum eines der Argumente verschwiegen, die auf der Linie unseres Themas als schweres oder leichtes Geschütz aufgefahren zu werden pflegen. Nun aber muß ich sagen: eine andere Hälfte von beherzigenswerten Gesichtspunkten und Aussagen über dieselben Gegenstände steht noch aus und darf nicht unterdrückt werden. Eine Ehrlichkeit ist der andern wert: so lassen Sie uns auch die Thatsachen und Aussprüche einer unparteiischen Prüfung unterziehen, die das Verhältnis des Christentums zu den Gemeinschaften in einem günstigeren Lichte erscheinen lassen. Nicht etwa, weil das Christentum selbst wie ein schwacher Klient wäre, der mit Reden, Kniffen und Praktiken verteidigt werden müßte — o nein, seine Natur ist vielmehr die eines Angreifers gegenüber den sittlichen Zuständen der Menschen und bedarf für sich nicht der Stütze „apologetischer Vorträge", aber um uns selbst ins Klare zu setzen, lassen Sie uns diese Prüfung vollziehen. Und lassen Sie uns dabei von vornherein an einer allgemeinen geschichtlich-psychologischen Beobachtung nicht vorübergehen, nämlich an der, daß

einzelne Widersprüche, die einer geistigen Bewegung anhaften, kein Beweis gegen ihre Lebenskraft sind — im Gegenteil, wo wahrhaft lebendiges Werden ist, da ist auch Kampf und Widerspruch, der erst im Laufe der Fortentwicklung zur Versöhnung und Ausgleichung kommt, da findet sich kein ausgeklügeltes, fertig abgeschlossenes System. Unsere Aufgabe ist nur die, wenn wir solchen Bewegungen gerecht werden wollen: ihren Kern, ihren innersten Herzschlag, ihre wahre Triebrichtung verstehen zu lernen.

Ich komme noch einmal auf unsere vorherigen Zugeständnisse zurück, nicht um ihnen nun die Spitze abzubrechen, sondern um das Problem, das sie aufwerfen, in eine hellere und objektivere Beleuchtung zu rücken.

Wir geben zu: Jesus hat in Bezug auf seine Wiederkehr und das zukünftige Gottesreich eine Hoffnung gehegt und in seinen Anhängern entzündet, die sich nicht erfüllt hat, eine Hoffnung, die gerade in der Periode, in der unsere neutestamentlichen Schriften entstanden, weltabgewandte Stimmungen hervorrief und nährte und freilich wohl auch erst in dieser Periode seinem Zukunftsbilde die glühendsten irdischen Farben verlieh. Aber die Thatsache im ganzen beweist nur, daß Jesus den Schranken des menschlichen Erkennens und gewisser Vorstellungen seiner Zeit unterworfen war, beweist aber nichts gegen die Größe seines sittlichen Charakters. Vielmehr, wenn er in Tagen, die ihm das baldige tragische Ende seiner mit so glänzendem Erfolg begonnenen Laufbahn klar werden ließen, jene spannungsvolle Erwartung seiner Volksgenossen auf den Messias aufgriff, freilich nicht, ohne sie zugleich von ihren Schlacken weltlicher Herrschsucht zu läutern, wenn er die Erfüllung dieser Erwartung dann,

anknüpfend an ähnliche Vorstellungen eines prophetischen Buches, in die Zukunft verlegte, wenn er sich selbst dem Grauen des Kommenden gegenüber mit diesem Gedanken zurechtfand, sein eigenes Herz mit ihm festmachte und seine Getreuen mit ihm tröstete — wofür spricht es anders als für die undämpfbare Glut seiner Überzeugung vom unbedingten Recht und vom endlichen, notwendigen Sieg seiner Sache? Oder will man ihn deshalb einen Schwärmer schelten, ihn, dessen Gedanken sonst so morgenklar anmuten? Kann man in modern-realistischer Nüchternheit nichts mehr ahnen von dem ungeheuren, himmelanstürmenden und doch so klaren Gefühl, mit dem ihn, den reinsten und gewaltigsten Propheten der Menschheit, das Bewußtsein seiner göttlichen Sendung und der Glaube an den Sieg des Guten durchglühte, der Glaube, der doch, recht verstanden, keinem sittlich gerichteten Charakter völlig mangeln kann? Vermag man nicht in den zeitgeschichtlich bedingten Formen den herrlichen Kraftinhalt einer von göttlicher Begeisterung flammenden Seele zu spüren? Will man z. B. deshalb, weil er in erzieherischer Absicht noch auf den jüdischen Lohngedanken einging, die Reinheit seiner sittlichen Forderungen verdächtigen? Besinnt man sich denn nicht, daß der Lohn, den er verheißt, vor allem die Seligkeit der Liebe oder der Gemeinschaft mit der ewigen Liebe selbst ist; also ein rein innerlicher, in der guten Gesinnung und That selbst gegebener und von ihr untrennbarer Lohn? Kann man in der Frage, die der Herr im Gleichnis an die zuerst gedingten Arbeiter des Weinbergs richtet, weil sie den später Eingetretenen den vollen Lohn mißgönnen, in der Frage: „Siehest du darum scheel, daß ich so gütig bin?“ nicht die entschiedene Zurückweisung jenes engherzig berechnen-

den, äußerlichen, selbstsüchtigen Lohnbegriffs erkennen? Oder muß jene Hoffnung auf ein ewiges jenseitiges Leben durchaus nur von der Selbstsucht eingegeben sein? Stellt sie wie der Islam immer ein Paradies der Sinne in Aussicht? Kann sie nicht auch gleichbedeutend sein mit der Sehnsucht nach jener wahren Vervollkommnung des Charakters, die ohne ernsten Vorkampf und eifrigste, gewissenhafteste Pflichterfüllung auf Erden und ohne den Gedanken an sittliche Fortentwicklung nach dem Tode nicht erhofft werden kann? Ja, kann es überhaupt einen kräftigeren Ansporn zu unermüdlichem sozialem Wirken geben als das Verlangen nach einer idealen, alle Geister verbindenden Gemeinschaft?

Wir geben ferner zu, daß Jesus, als er selbst vor die letzte Entscheidung gestellt war, „auch die Seinigen vor ein äußerstes Entweder-Oder gestellt, sofortige Thatbeweise für eine die ganze Welt nichts achtende, alles dem höheren Zug aufopfernde Gesinnung gefordert, ja die Preisgabe des ganzen sinnlichen, im Weltgetriebe sich verlierenden Lebenstriebes verlangt hat, damit die Seele im höheren Sinne gewonnen werde" (Holtzmann, Lehrbuch der neutest. Theologie, S. 334). Das war in der That die Stimmung der Weltverleugnung, vor der drohenden Katastrophe immer mehr gesteigert und mit einer so jähen, erschreckend kühnen und leidenschaftlichen und doch wieder so unheimlich ruhigen und festen Entschiedenheit betont, daß das Herz seiner Jünger, der schlichten wackeren Fischersleute, wohl erzittern mochte. Manche der ihm in den Mund gelegten schroffen Äußerungen sind freilich wohl auf den Fanatismus einer exklusiven judenchristlichen Richtung innerhalb der ältesten Gemeinde zurückzuführen, die für manche Aufgaben des

Kulturlebens von Haus aus kein Verständnis hatte. Aber fehlt uns denn jedes Verständnis für den willensmächtigen, unbestechlichen Heroismus der Überzeugung, der, wo es um ewige Wahrheit gilt, alles opfern kann, auch eine ganze Welt jugendlichen, reich strömenden Lebens? Giebt es kein Ideal für uns, für das wir imstande wären, wenn es not thäte, „den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib" dahinfahren zu lassen? Erlebten wir niemals Tage einer heiligen Trübsal oder auch einer heiligen Entrüstung über so manche Ungerechtigkeit, Charakterlosigkeit und Jämmerlichkeit dieser Welt, in denen es uns über sie emporriß, in denen wir uns gelobten, lieber zu hungern als mit der Lüge zu paktieren, in denen auch alle Kulturherrlichkeiten uns wie unbefriedigende Nichtigkeiten erschienen, weil sie die öde Wüste, die in uns war, nicht ausfüllen konnten? Fand niemals in unserer Seele das klassische Wort des sittlichen Idealismus einen Widerhall: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?" *) Wenn nicht, dann wären wir in der That ein entartetes Geschlecht, ohne Mark in den Knochen, ohne Feuer in der Seele, unfähig, über den Profit hinaus zu denken! Dann thäte uns nichts mehr not als eine gewaltig große Aufgabe, die in unsern matten Herzen die letzten Lebenskräfte aufriefe, die letzten verborgenen Funken der Begeisterungsfähigkeit zusammenschürte und uns eine scharfe praktische Lektion in dem alten, in gewissem Sinne doch immer richtigen Grundsatz des alten Christentums erteilte: „Habt nicht lieb die Welt", wie sie ist! — Und doch, nichts wäre sittlich bedenklicher und

*) Vgl. Ragaz, Evangelium und moderne Moral, S. 72.

ungesunder als eine willkürliche, durch Gewissen und äußere Lage nicht vorgeschriebene Entsagung, nichts verkehrter, als die in Kampfeszeiten von Jesus geforderte Weltüberwindung und Weltverleugnung mit einer ein für alle Mal grundsätzlichen und endgültigen Weltverneinung zu verwechseln, wie der Buddhismus sie gefordert hat. Jesus selbst liebte doch in anderm Sinne die Welt als die Schöpfung des himmlischen Vaters, seine Reden und Gleichnisse mit ihrer unerschöpflichen Fülle liebevollster Beobachtungen der Natur und des Menschenlebens sind der sprechende Beweis dafür. Er konnte fröhlich sein mit den Fröhlichen und sich durch seine freie Behandlung der Fastenregeln den Vorwurf seitens seiner gesetzesstrengen Feinde zuziehen, er sei ein „Fresser und Weinsäufer": Beweis genug, daß er die Gotteswelt nicht verneinen, daß er nur das Gottfeindliche in ihr überwinden, von innen her erneuern und verklären wollte, daß die Entsagung an und für sich für ihn keinen Wert hatte, sondern erst dann, als sie das einzige Mittel wurde, jene heilige Aufgabe zu erfüllen. Und so bleibt sein Leben denn doch für jeden, der sich darein vertieft, in allen seinen Perioden eine Stahlquelle innerer Gesundheit, sittlicher Stärkung, geistiger Erfrischung und kräftigster sozialer Triebe.

Wir geben weiter zu, daß seine Lehrweise bei all ihrer unvergleichlichen Kraft, Schönheit und Tiefe über die Schranken des Ausdrucks sich nicht erheben konnte. Der einseitige Charakter, der aller Spruchweisheit anhaftet, und besonders die Knappheit und zu übertreibender Färbung reizende Schroffheit der morgenländischen Bilderspraché tritt auch in seinen Forderungen hervor. Viele seiner sittlichen Einzelvorschriften sind — davon

werden wir uns auch noch späterhin überzeugen — buchstäblich nicht mehr anwendbar, sie entsprachen oder widersprachen ganz anderen sozialen Zuständen als die sind, in denen wir heute leben, und Jesus selbst wollte gewiß nicht, daß sie einmal ein steinernes Dogma der Moral werden sollten. Sie sind alle der Einen großen Forderung vollkommener Liebesgesinnung unterzuordnen, die den Kern seiner Sittengebote ausmacht. Gerade diese Gesinnung würde ja in dem Reichtum ihrer Impulse beschränkt, wenn sie nicht frei prüfen und entscheiden dürfte, welches Verhalten ihr jedesmal entspricht; sie verdiente ihren Namen nicht, wenn ihre Bethätigung durch einen Codex von Einzelregeln mechanisch geordnet würde, den ja auch das Pharisäertum, das sich mit der Zeit in jede festgelegte Sittenlehre einschleicht, sich aneignen könnte. Aber nun lassen Sie uns doch auch nicht verkennen, daß in dieser Liebesgesinnung der Quell und unüberbietbare Inbegriff aller sozialen Tugenden erschlossen ist, ja geradezu das ewige Wesen alles edle Gemeinschaft suchenden, bildenden, organisierenden Strebens, daß sie in allem Wechsel der Verhältnisse der unbedingt richtige Maßstab und Prüfstein des Verhaltens, der warme, tiefinnerliche, freie, begeisterungsvolle Drang zu unermüdlichem Gutesthun ist, der jedes Verbot der Rechtsverletzung eigentlich überflüssig macht, daß sie grenzenlos in ihrer Hilfsbereitschaft und Friedfertigkeit, d. h. durch keinen Unterschied der Klassen und der Rassen in ihrer Willensrichtung der Hingabe begrenzt ist und doch, je nach der Reife des Gegenüber, ihrem Verhalten weise Grenzen der Selbstbeherrschung ziehen kann, daß sie bald in Milde, bald in Strenge, bald im Spenden, bald im Versagen, bald in der Offenheit, ohne die es kein soziales Vertrauen giebt,

bald in der schweigenden Zurückhaltung, ohne die eine notwendige soziale Schonung und Erziehung oft unmöglich wäre, das wahre Wohl der andern in wahrhaft wohlthätiger Weise berücksichtigen kann. Ja, nennen Sie nur alle sozialen Tugenden, Mitleid und Mitfreude, Opfersinn, selbstlose Tapferkeit, Wahrhaftigkeit und ritterliche Gerechtigkeit, Dankbarkeit und Geduld, Berufstreue und haushälterischen Sinn, erfassen Sie ihren aufs reinste geläuterten Begriff und fragen Sie sich, ob sie nicht alle notwendige Folgerungen aus dem Einen Prinzip der Nächstenliebe sind, die in ihrem reinen Charakter nirgends so strahlend, so heilig verpflichtend, so fortreißend hervorgetreten ist wie in dem Leben und den Lehren Jesu und seiner Nachfolger!

Wir geben endlich zu, daß seit den Tagen des Urchristentums in der christlichen Gemeinschaft große Wandlungen der Auffassung sich vollzogen haben. Wie könnte das auch anders sein? Wie denkt man sich eigentlich, daß eine vollkommene Religion beschaffen sein sollte, die, in der Enge lokaler Verhältnisse erwachsen, nicht zugleich in großen geschichtlichen Zusammenhängen aufträte — diese Zusammenhänge ebenso nach vorwärts wie nach rückwärts gedacht — und deren Vorstellungen nicht vervollkommnungsfähig wären? Man betont ja doch sonst so gern den Entwicklungsgedanken, warum denn nicht hier? Man nimmt freilich auch hier gelegentlich geschichtliche Thatsachen als Belege für seine Beurteilung des Christentums in Anspruch, aber mit nicht gerechter Einseitigkeit. So berufen sich wohl Kommunisten auf den höchst verunglückten Versuch der ersten Christengemeinde, eine Gütergemeinschaft einzuführen, oder man legt den Finger auf andere unleugbare Verirrungen, wie

die Verweltlichung der Staatskirche, die Greuel der Verfolgungskriege, den die Wissenschaft und die freie Überzeugung lähmenden Druck des Dogmas oder auch des Kirchenregiments, man bezeichnet gelegentlich das Mönchtum als die eigentliche Konsequenz des Christentums, aber an den fortschreitenden Bewegungen, die zur reinen Quelle, zum Christentum Christi selbst, mehr oder weniger entschieden zurückgekehrt sind und von hier aus die Auffassung von Welt, Staat, Familie, Beruf, Lebensideal der Einzelnen und der Gesamtheit geläutert und die Gewissensfreiheit gesichert haben, an der Reformation, die ja die Selbständigkeit des ganzen geistigen und wirtschaftlichen Lebens der letzten Jahrhunderte erst begründet hat, und auch an der freien protestantischen Forschung des 19. Jahrhunderts geht man vorüber oder legt sie willkürlich als Inkonsequenzen aus. Wüchse hier nur mehr und mehr der ehrlichste geschichtliche Sinn, so würde man auch deutlicher sehen, daß überall in der Völkergeschichte evangelisches Christentum und Kulturfortschritt Hand in Hand gegangen sind, daß der Geist Christi in der That der verborgene Erzieher unserer Gemeinschaften gewesen ist, ja daß auch das heutzutage endlich lebendiger erwachende soziale Schamgefühl und soziale Pflichtbewußtsein, daß der wahre „Sozialismus der Liebe", der den selbstmörderischen Zwiespalt unter den Gliedern des Einen Leibes nicht mit ansehen will, seine tiefsten und stärksten Wurzeln im heiligen Boden des Evangeliums hat.

Oder wäre am Ende doch diese Rückbeziehung nur eine künstliche, das Gewicht der Wagschalen, auf denen die weltfeindliche und die weltfreundliche Stimmung ruht, verschiedene Konstruktion? Finden sich in dem reichen Wortschatz der Lehre Jesu keine direkten Ansätze zur

Erneuerung der Gemeinschaften, die ihre positive Wertschätzung verbürgen? Sie wissen, meine Damen und Herren, Jesus hat nicht bloß von einer Zukunft, sondern auch von einer Gegenwart des Himmelreichs gesprochen — und diese ist gerade der ihm eigenste originale Gedanke, während das Zukunftsbild dem Inventar jüdischer Vorstellungen entstammt: in ihm selbst und seinen Thaten, in dem inneren Leben seiner Anhänger sei, so sagt er, das Reich angebrochen, in deren brüderlicher Gemeinschaft, wie er sie sogleich beim Beginn seiner öffentlichen Wirksamkeit ins Leben gerufen, sei es erschienen. Sie kennen seine Gleichnisse über dies Reich und gewiß ist es Ihnen aufgefallen, wie da schon, achtzehn Jahrhunderte vor Darwin, in tiefsinniger Deutung das Gesetz allmählicher Entwicklung hervorgehoben wird: wie das stille, geheimnisvolle, langsam aus innewohnender Kraft reifende Wachstum der Saat und seine mannigfachen in der Beschaffenheit des Bodens gelegenen Vorbedingungen auf die Botschaft von diesem Reiche bezogen werden, wie seine äußere senfkornartige Ausbreitung, wie seine innerliche sauerteigartig wirkende Umgestaltung aller Verhältnisse und aller Gemeinschaftskreise, wie die Auswahl und Sichtung der guten Elemente weise vorgezeichnet wird. Wo sollen denn in aller Welt die Wirkungskreise dieser Kraft liegen, wenn nicht in Familie und Staat, Berufs- und Gesellschaftsleben? Die Idee des Reiches Gottes hat zwar die Schranken des engherzigen Nationalbewußtseins der alten Welt durchbrochen, aber nur auf dem Boden katholischer Weltherrschaftsgelüste ist aus ihr die Aberkennung der notwendigen Selbständigkeit der Nationalstaaten gefolgert worden, auf protestantischem nicht. Sie wissen ferner, daß Jesus

in seinem schlagfertigen Wort: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist" das Bedürfnis nach einer öffentlichen Ordnung wie etwas Selbstverständliches anerkannt hat, freilich zugleich jeden staatlichen Zwang in Sachen der inneren Überzeugung zurückweisend. Wenn aber die ersten Gemeinden dem Anspruch römischer Kaiser auf anbetende Huldigung in charakterfestem Martyrium widerstanden, wenn sie die Hilfsmittel einer Rechtsordnung verschmähten, die den Justizmord ihres Meisters möglich gemacht hatte und sie selbst brutal vergewaltigte, wenn sie dieser Gewaltthat damals nur mit still kämpfendem, beschämendem, von ihrer innerlichen Kraft allmählich überzeugendem Liebesernst begegneten, wenn sie der Beteiligung an einem heidnischen, sittlich entarteten Gesellschaftsleben sich möglichst entzogen, ist das nicht geschichtlich zu begreifen und durchaus verehrungswert; liegt darin ein prinzipieller Gegensatz zum Staatsgedanken überhaupt? Liegt nicht heute, nach einer geschichtlichen Entwicklung, die beweist, daß der Widerspruch zwischen Herrschen und Dienen nach und nach innerlich wohl aufgehoben, daß die Notwehr der Kriegführung wenigstens beschränkt und gemildert werden kann, daß der Staat selbst die Verwirklichung eines praktischen Christentums durch soziale Gesetzgebung wohl auf sein Panier schreiben kann, die Sache ganz anders? Ist da nicht wenigstens Aussicht vorhanden, daß der Staat, wie er einerseits der christlichen Gesinnung die wirksamste Förderung echter sittlicher Volksbildung verdankt, nun auch andererseits seine Gesetze immer mehr dem Prinzip dieser Gesinnung gemäß verfaßt und endlich selbst zu einer Provinz jenes großen von Jesus verkündeten Reiches sich gestaltet, wenn auch erst in ferner Zeit? Und fragen Sie

sich weiter: Ist nicht Jesus gegenüber einer frivolen, kasuistischen Auslegung des jüdischen Gesetzes unmittelbar und mit kraftvollster Unzweideutigkeit für die heilige Unauflöslichkeit der Ehe eingetreten, die ihm eine Gottesordnung war; hat er nicht dem Weibe eine neue Würde der persönlichen Ebenbürtigkeit mit dem Manne gegeben, es grundsätzlich von seiner tyrannischen Willkür freigesprochen, den ganzen bis dahin verborgenen Schatz der weiblichen Tugenden gehoben, sie ebenso wie die schönsten und tiefsten Züge des männlichen Charakters zu neuer Entfaltung gebracht und so die Basis jedes glücklichen Familienlebens gefestigt? Hat er nicht ebenso die Pflichten der Kindesliebe gegenüber armen Eltern für wichtiger und heiliger erklärt als Speisopfer und Tempelsteuern? Hat er nicht in jenem Wort der Bergpredigt von der Feindesliebe die Liebe zu den Verwandten und Volksgenossen als etwas Selbstverständliches vorausgesetzt, nur betonend, sie sei nichts „Sonderliches"? Und hat er nicht auch in die Welt der Kinder, deren Erziehung in seinem Volk eine allzu harte gewesen war, den heiteren, herzerwärmenden Sonnenschein seiner Liebe hineinleuchten lassen? Wer sie so zu sich rufen und herzen und segnen kann, wie er es gethan hat, wer sich ihnen gewissermaßen gleichsetzen, ihre Sinnesart als vorbildlich empfehlen und vor ihrer sittlichen Verwirrung mit so heilig ernsten Worten warnen kann wie er — der sollte das häusliche Glück gering geschätzt, den ganzen Zauber dieser Welt des Gemütes nicht empfunden haben, dem sollte der Verzicht darauf — wie er um seines hohen Berufes willen für ihn und auch für einen Paulus notwendig war — nicht als ein wirkliches Opfer erschienen sein? Nie hat die alte Welt eine so zarte und ernste Ehrfurcht vor der

Kindesseele gekannt, wie sie in seinen Worten atmet. Sie haben denn auch diese Ehrfurcht thatsächlich in das Gewissen der christlichen Völker eingepflanzt und sind der Ausgangspunkt für die edelsten Bestrebungen der Pädagogen und Kinderfreunde gewesen, sie haben einen Weg der Fürsorge für die Kleinen angebahnt, auf dem so manche segensreiche Veranstaltungen der Neuzeit wie Kinderbewahranstalten, Ferienkolonien, Blinden- und Taubstummenschulen „nur weitere Stationen sind". (Vgl. Barth, die Grundsätze der Bergpredigt und das Leben der Gegenwart, Basel 1899, S. 22.) Wenn gewisse moderne Angriffe auf das Familienleben, die übrigens nur eine Wiederaufwärmung früherer geschichtlicher Entartungen sind, das Kind am liebsten sogleich von dem Herzen der Eltern losreißen möchten, — sie werden keinen entschiedeneren Anwalt des kindlichen Heimatglückes finden als den Geist Jesu Christi. Und wenn vielen, die es suchen, heute auch nach Gründung eines Hausstandes dies traute, friedliche Glück, zum Teil infolge verwüstender Arbeitsverhältnisse, nicht zum Bewußtsein kommen kann, so müssen wir im Namen dieses Geistes alles daran setzen, daß es wieder möglich werde.

Erwägen Sie alle diese positiven Momente der Lehre Jesu, nehmen Sie die Thatsache hinzu, daß er sich selbst in hingebendster Berufsarbeit verzehrte und seinen Jüngern zurief: „ein Arbeiter ist seines Lohnes wert", daß er auch den Besitz nicht an und für sich verworfen, sondern seine treue und kluge Verwaltung im Dienste der Mitmenschen hochgeschätzt, ja sogar dem sinnigen Luxus in einem Fall das Wort geredet hat*) — und Sie werden nun doch,

*) Marc. XIV, 3—9.

all jenen gewiß das ernste Nachdenken erfordernden, aber immerhin einseitigen Vorwürfen zum Trotz, zu dem zusammenfassenden Urteil kommen, daß von ihm ein unermeßlicher Segen auf das Gemeinschaftsleben ausgegangen ist. Sie werden finden: es giebt eine ebenso gerechte als freie geschichtliche Stellungnahme zum Christentum und seiner Wertschätzung der Gemeinschaften, bei der wir ihm wesentlich zustimmen, ohne uns an den Buchstaben einzelner Worte oder an vergängliche Vorstellungen zu binden, eine Stellungnahme, bei der sich unser gegenwärtiges Empfinden mit dem tiefsten Geiste Jesu bedingungslos und aufs freudigste und dankbarste versöhnt. Dieser Geist kann auch heute und in Zukunft nicht mit einem Zauberschlage die Umwandlung der Gemeinschaften vollenden — so würde sie niemals eine sittliche, innerlich freie sein — er ist stetig am Werk und seine volle Ernte wird nicht ausbleiben. Aber er braucht viele Arbeiter für sie, die schrittweise die Sichel schwingen, schrittweise, d. h. ohne Überstürzung und ohne Stillstand.

II.

Die Wertschätzung der Persönlichkeit und die Pflichten des Einzelnen gegen sich selbst.

Unser zweites Thema führt uns aus den weiten Kreisen des Gemeinschaftslebens in den engeren des persönlichen Lebens hinein. Es schließt uns aber nicht gegen jene Kreise ab, denn die Persönlichkeit hat ihr reiches Leben in den Beziehungen zu ihnen. Nicht in der Lostrennung, sondern nur in der Gemeinschaft, der es als willig dienendes Glied sich einfügt, oder in der Sprache des Neuen Testamentes: erst als ein Glied des Einen Leibes, das sein eigentümliches Leben nur in der Verbindung mit allen seinen Gliedern bewahrt, erst so wird ja das Individuum zur selbständigen, alle Kräfte seines Wesens zuchtgemäß entwickelnden Persönlichkeit. Aber auch das Umgekehrte ist wahr: auch von Gemeinschaft, von echter, lebendiger, innerlich begründeter Gemeinschaft kann eigentlich erst da die Rede sein, wo persönliches Leben sich in vielen Einzelnen gestaltet. Nicht jeder Gesangverein, nicht jede Versammlung politisch gleichgesinnter Männer, nicht jede Sitzung wohlthätiger Damen ist schon in diesem höheren Sinn eine Gemeinschaft. Es ist vielmehr eine der schlimmsten Gefahren des Partei- und Vereinswesens, daß es die Meinungen

schablonisiert, die Wahrheit persönlichen Werdens und organischen Reifens gefährdet, das eitle Schwätzertum begünstigt, aber die noch unbeholfene kernige Eigenart vollends zum Schweigen bringt. Dieser Gefahr wegen soll es natürlich nicht abgeschafft werden — es giebt ja kein Fortschreiten und Neuorganisieren ohne Gefahren — aber es soll womöglich jeder darauf halten, daß sein wahres Selbst nicht von Majoritäten tyrannisiert werde, daß es nicht in einer bloßen Kollektion von Nummern ersticke, daß es vielmehr bei der gemeinschaftlichen Förderung zu seinem Rechte komme. Denn wahres gesundes persönliches Leben ist die Voraussetzung eines gesunden gemeinschaftlichen Lebens und eine viel wichtigere Voraussetzung als etwa eine gemeinsame Grundlage der Anschauungen und Vorstellungen und des Bildungsgangs.

Nun können wir uns freilich in Deutschland über einen Mangel an individuellen Einzelwillen ebensowenig wie über einen solchen an Gemeinschaftsgründungen beklagen. Kein Zweifel, daß mit dem das Feld des allgemeinen Interesses beherrschenden Sozialismus und besonders innerhalb seiner Kreise sich ein kräftiger Individualismus, ein lebhaftes, ja leidenschaftliches Streben der Einzelnen nach persönlicher Selbständigkeit verbindet — wie ja denn thatsächlich die sittliche Aufgabe der Gesellschaft in der Versöhnung eines weise gemäßigten Individualismus mit einem weise gemäßigten Sozialismus bestehen dürfte; gemäß der schon hervorgehobenen Erfahrung, daß der Einzelne nur in der Gemeinschaft und die Gemeinschaft nur durch viele möglichst selbständige Einzelne sich zu voller Lebendigkeit entwickeln kann.

Aber wie steht es denn mit unserer sittlichen Erziehung zu wahrhaft persönlichem, d. h. innerlich wahrem,

festem und selbständigem Leben? Manche Vorwürfe werden mit Bezug darauf in unseren Tagen laut gegen Familie und Schule. Wir übergehen sie, weil uns der weiter zurückgreifende, sie allgemein begründende Vorwurf am meisten interessiert, der sich auch auf diesem Gebiete der Sittenlehre gegen das Christentum richtet. Auch hier soll es als natur- und kulturwidrig die allseitige gesunde Entfaltung sittlichen Lebens gehemmt haben. Freilich, der Widerspruch ist hier nicht ein so allgemeiner und heftiger, er sucht weniger das Prinzip der Wertschätzung der Persönlichkeit im ganzen zu verdächtigen, als vielmehr einzelne Blößen an der christlichen Charakterbildung hervorzukehren. Jenes wäre freilich auch, ohne daß man sich eine Binde vor die Augen hielte, unmöglich, aber wo man nicht bestreitet, läßt man es doch oft an der vollen freudig zustimmenden Anerkennung fehlen. Lassen Sie uns denn heute zunächst die christliche Wertschätzung der Persönlichkeit in ihr volles Licht stellen, dann jenen Bildungsfragen näher treten.

Es unterliegt, wie gesagt, keinem Zweifel, daß das Christentum die Würde der menschlichen Persönlichkeit voll und recht eingeschätzt hat. Es hat sie gewissermaßen für alle erst recht entdeckt, nachdem die antike Welt sie nur in einzelnen ihrer Heldengestalten ahnungsweise verkörpert gesehen hatte. Jesus, der sich selbst am liebsten den Menschensohn nannte, hat in der von jedem bloßen Zeremonialgesetz innerlich unabhängigen, Gott allein verantwortlichen Persönlichkeit die einzige Voraussetzung für das Kommen seines Reiches auf Erden gesehen*). Er hat ihr sogar einen unendlichen Wert beigemessen, indem

*) Vgl. Schmidt, die Geschichte Jesu S. 52.

er sagte, daß der Gewinn der ganzen Welt den Verlust einer einzigen Menschenseele nicht aufwiege. Er hat ihre sittliche Bestimmung so hoch wie nur möglich angegeben, indem er göttliche Vollkommenheit des Charakters als ihr Ziel bezeichnete. Und zwar hat er diese erhabene Bestimmung jedem Menschen zuerkannt, auch dem elendesten und ärmsten. Die Anlage zu ihr war der Funke, den er auch in den von der Gesellschaft seiner Tage Ausgestoßenen: den „Zöllnern und Sündern", zu suchen nicht müde wurde in einem manchmal fast wunderbaren Vertrauen, das aber auch wieder gesundes Selbstvertrauen weckte. Dies Vertrauen gab ihm die Ehrfurcht vor den Kindern ins Herz, den Schutzeifer für die Frauenehre und den heiligen und ritterlichen Zorn gegen die geistlichen Machthaber, die das arme schon politisch ohnehin gedrückte Volk auch noch mit unerträglichen Lasten des Gesetzes quälten, seinen Opfersinn durch unzählige Tempelsteuern mißbrauchten, seine schrecklichen Krankheiten als Gottesfluch auslegten, seinen tiefsten seelischen Bedürfnissen Steine statt Brot reichten, seine ganze Lebenshaltung auf Schritt und Tritt bevormundeten. Indem Jesus dieser Volksbedrückung und -verwahrlosung mit unbeugsamer Rücksichtslosigkeit den Krieg erklärte und Ernst machte mit dem Wort: „es ist kein Ansehen der Person vor Gott", ebenso wie mit dem andern, nach dem jeder Mensch zum Ebenbild des Schöpfers berufen sei, hat er den exklusiven aristokratischen Stolz der alten Welt, den auch die griechische Philosophie trotz ihrer weiten Humanitätsidee nicht hatte überwinden können, gebrochen und auch im Sklaven und im Heiden oder Barbaren den Menschen, die Persönlichkeit achten gelehrt. Hat auch das Christentum die Sklaverei, die den dienenden Hausgenossen

wie ein Stück unpersönlichen sachlichen Familienbesitzes ansehen ließ, nicht unmittelbar aufgehoben, hat die Kirche sogar an ihrem Orte leider der Sklavenbefreiung eher feindlich gegenübergestanden, so hat doch der Grundsatz religiöser Gleichheit und Freiheit aller in Christus und die Förderung der allgemeinen Bruderliebe nicht bloß unmittelbar zur Vermenschlichung der Sklaverei beigetragen, sondern auch „den prinzipiellen Grund gelegt, aus welchem sich mit der weiteren geschichtlichen Entwicklung die Aufhebung der Sklaverei ergab" (Pfleiderer, Grundriß der christlichen Glaubens- und Sittenlehre S. 286). Und nun erwägen Sie von hier aus noch einmal, welche durchgreifenden sittlichen Konsequenzen für das ganze menschliche Gemeinschaftsleben eine Botschaft haben muß, die uns nötigt, in jedem Menschen ein heilig zu haltendes Wesen zu sehen, sein unbedingtes gottverliehenes Recht auf eine menschenwürdige Existenz anzuerkennen und ihn niemals als bloßes Mittel oder Werkzeug des Verdienstes oder gar des Genusses, sondern immer als eine Persönlichkeit zu betrachten, die einen eigenen und in sich einzigartigen Lebenszweck zu erfüllen hat! Empfängt nicht erst durch diesen Gesichtspunkt der Wertschätzung die soziale Tugend der Gerechtigkeit ihre tiefsten Antriebe? Wird nicht durch ihn mit einem Schlage die Stellung und Aufgabe aller derer, die in einem Verhältnis der Über- und Unterordnung stehen, in ein neues Licht gerückt? Nicht meine ich, in das Licht eines patriarchalischen Wohlwollens, sondern einer gegenseitigen sittlichen Verbindlichkeit, die dem bloß juristischen Vertragsverhältnis von vornherein ein Element persönlicher Achtung auf beiden Seiten hinzufügt und jeden im andern, die Herrschaft im Dienstboten, den Fabrikbesitzer im Arbeiter, den Offizier

im Soldaten, aber auch umgekehrt jedesmal die persönliche Würde oder wenigstens die Bestimmung zu ihr respektieren läßt. Muß nicht auch der Staat auf das Bewußtsein dieser persönlichen Bestimmung Rücksicht nehmen, wenn es in immer breiteren Gruppen heranreift, das Gefühl der Verantwortlichkeit fürs Gesamtwohl in ihnen erzieht und sie so zur Freiheit des Verkehrs, zum Zusammenschluß gleichinteressierter Verbände, zur Mitbeteiligung an den Pflichten und Rechten der Herrschaft allmählich mündig macht?

Das ist ja die Grundposition der Persönlichkeit, wie sie nach dem Sinne des Evangeliums sein soll: Herrschaft über die Dinge, Teilnahme an der geistigen Königsherrschaft Gottes über sie oder an seinem Reich. Eine Herrschaft freilich, die einem wahren, möglichst umfangreichen Dienenkönnen gleichkommt: „Wer unter euch will der Vornehmste sein, der sei aller Diener." Eine geistige Herrschaft, die nichts mit priesterlicher Vergewaltigung der Gewissen und Gemüter gemein hat, sondern in der Erhebung möglichst vieler zu gleicher persönlicher Lebensmacht sich gestärkt fühlt. Eine Beherrschung der Welt, deren Voraussetzung die straffste Selbstbeherrschung ist oder jene nüchterne Wachsamkeit über sich selbst, die allein eine gesammelte Prüfung des wahren Wertes der Dinge, eine ruhige Veranschlagung der eigenen Kräfte, ein völlig klares Selbstbewußtsein und eine völlig sichere Selbstbestimmung ermöglicht. Freilich, um diese Grundposition der Persönlichkeit zu behaupten, mit anderen Worten: um ihre wahre Selbsterhaltung, die Erhaltung ihres höheren, ewig wertvollen Selbst durchsetzen zu können, bedarf es der Erfüllung jenes tiefen, geheimnisreichen Gesetzes: verleugne dich selbst,

um dich selbst zu erhalten. Verleugne dich selbst, d. h. etwa heute für uns: verleugne das niedere Selbst in dir, vollziehe unter Umständen, wenn du eine von Sinnlichkeit, Leidenschaft, schwächlichen Gewohnheiten und übermäßigen geselligen Ansprüchen geknechtete Natur bist, einen radikalen Bruch mit deinem ganzen bisherigen erkrankten Gedanken-, Gefühls- und Geselligkeitsleben, brich alle Brücken hinter dir ab und beraube dich selbst jeder Gelegenheit zum Rückfall. Bleib aber nicht in der Verneinung stecken, verleugne dich in der That, in hingebendem, aufopferungsvollem Dienste der Mitmenschen, in selbstvergessener Berufsarbeit und wenn du wahrhaft wohlthun willst, gieb immer etwas von dir selbst, von deiner Persönlichkeit. Mag die Kur auch zunächst eine etwas gewaltsame und schmerzhafte sein, sie ist doch nicht zwecklos wie etwa eine willkürliche fanatische Selbstpeinigung, sie führt zur Genesung, zur immer tieferen Kräftigung deines Wesens. Jesu letztes Wort ist nicht Verleugnung, sondern Erhaltung, nicht Lebensverneinung, sondern Lebensbejahung. Wenn er seine Jünger in den Tagen, als er erkennt, daß das Opfer seines eigenen Lebens für seine Sache notwendig ist, mit den ernsten Worten zur Nachfolge ruft: „Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren, wer es aber verliert um meinet- und des Evangeliums willen, der wird es finden", so verspricht er ihnen doch auf diesem Wege gerade die Erhaltung ihres wahren höheren Selbst. Wenn sein Geist uns noch heute in den andern Worten: „Wer mir nachfolgen will, der nehme sein Kreuz auf sich" zu geduldiger und womöglich freudiger Bewältigung der Lebenslage auffordert, in die wir gerade gestellt sind, so heißt das doch auch: wir sollen jede sittliche Kraft, die sie in uns

entfalten kann, aus ihr zu gewinnen suchen, nicht fahnenflüchtig, sondern innerlich unseres Schicksals Herr werden. Sie werden alle in Ihrer Lebensbeobachtung dies Gesetz bestätigt finden: der Gewinn der Selbstsucht, des ehrgeizigen Strebertums, der Gunsthascherei und der maßlosen Genußgier bedeutet, tiefer betrachtet, einen Verlust für das innere Leben der Persönlichkeit, ganz abgesehen von äußeren Schädigungen, die er oft noch mit sich führt, indem er z. B. nach und nach jeder wahren Achtung und jeder wahren Genußfähigkeit beraubt. Die Hingabe und der volle Einsatz des Wesens dagegen bereichert es nur und ist deshalb um seiner selbst willen eine Pflicht, so widerspruchsvoll das klingen mag. Selbstgericht, Selbstverleugnung, Selbstüberwindung, Selbstbeherrschung, Selbsterhaltung — das ist die Gliederkette eines organischen Prozesses, in dem die Persönlichkeit zu sich selbst und zur Herrschaft über die Außendinge kommen soll, das Stirb und Werde, ohne das der Mensch nur „ein trüber Gast auf der armen Erde" bleibt. Erst in der Hingabe seines Selbst findet er sein Selbst. Erst dann, wenn er dies heilige Gesetz des Opfers, das die ganze Naturwelt beherrscht, freiwillig zu erfüllen beginnt, findet er den tiefsten Sinn seines Lebens, zugleich aber auch das eigentlich Wertvolle in sich selbst, den dauerhaften Kern und Mittelpunkt seines Wesens. Erst dann kann er wirklich ein Selbstleben — ein einheitliches und geschlossenes — führen, eine eigenartige Arbeit leisten, seine Eindrücke nach einem inneren Kriterium verarbeiten und ein organisches Wachstum seines persönlichen Lebens, seine künstlerische Gestaltung von innen her erleben.

Ich habe absichtlich, meine Damen und Herren, bei dieser einen Voraussetzung persönlichen Werdens und per-

sönlicher Lebensmacht länger verweilt. Das Christentum kennt zwar noch andere, tiefere Voraussetzungen, auf die ich in meinem letzten Vortrag zu sprechen kommen möchte. Aber diese ist die wichtigste, wie mir scheint, die es uns selbst erfüllen heißt, nicht ohne Schwierigkeit für das Verständnis wegen ihrer scheinbaren Paradoxie, die auch nur in persönlichem Erleben ihre Auflösung finden kann, und ihrethalben Gegenstand eines doppelseitigen Angriffs. Auf der einen Seite findet man wohl in ihr wieder jene heimliche Lohnsucht, jene versteckte Ermutigung des feineren Egoismus, auf der anderen behauptet man im Gegenteil: es werde zuviel verlangt, eine Vergewaltigung der menschlichen Natur. Hier verfällt man in das Mißverständnis, als handle es sich um ein Opfer der Persönlichkeit selbst bis auf den letzten Rest, nicht bloß um eine Verleugnung und Bändigung des niederen Wesensteils, und eine lebensvolle und lebenstärkende Hingebung des höheren, dort verschärft und überfeinert man selbst in unnatürlicher Weise das Gesetz der Nächstenliebe, indem man auch von einer geläuterten Selbstliebe nichts wissen will. Jesus aber sagt: „liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ und in dem rechten Verständnis dieses „wie dich selbst“ liegt die Überwindung beider Entgegnungen. Wäre es überhaupt möglich, so fragen wir, das höhere Selbst, das in diesem Worte gemeint ist, das nach Jesu Aussage wertvoller ist als die ganze äußere Welt, also allerdings über jeden niedrigen Eigennutz sich erheben soll — wäre es möglich, dieses höhere gottverwandte Selbst mit klarem Bewußtsein zu opfern? Und wem in aller Welt sollte daraus wohl ein wirklicher innerer Nutzen erwachsen? Nein, wer dies höhere Ich oder seine Seele einbüßte, der verlöre ja auch jede Fähigkeit

geistiger Beherrschung der Welt, er könnte auch keinem andern mehr etwas sein und das Beispiel eines ersterbenden, sich selbst aufgebenden Geistes könnte auch auf die Nachwelt keinerlei wohlthätig belebende Fortwirkung üben. Deshalb konnte Jesus dies Opfer, für das zu schwärmen höchstens ein schon sich krank fühlender Geist wie Nietzsche fertig bringen konnte, nicht meinen und nicht fordern.

Und ist denn nicht Jesus selbst das erhabenste Beispiel für entschiedene Selbstbehauptung der Persönlichkeit, gerade auch noch der am Schandpfahl sterbende Jesus? Daß er so ganz ein eigenes ursprüngliches Leben lebte, unbekümmert um Sabbathgebote und Fastenregeln, unbeirrt durch die feindliche Macht offizieller Autoritäten, daß er nicht einmal geneigt war, den jungen Most seiner Verkündigung in die alten Schläuche zu füllen oder sie als Stückreparatur auf das altehrwürdige Kleid des Priestertums zu flicken, daß er wirklich und wahrhaftig ein ganzer, freier, in allem auf eigenen Füßen stehender Mensch zu sein wagte und seinen Freunden dasselbe Leben gönnte, ja es sogar dem verachteten Sündergesindel zu bringen sich vermaß — das machte ja doch den tiefsten Ärger jener „Oberen" aus. Daß er bei aller Demut seiner unermüdlichen ruhelosen Helferdienste dennoch wie ein Lebensherrscher dastand, der selbst das Leben unmittelbar aus der Quelle schöpft und spenden kann, diese geheimnisvolle Überlegenheit seiner schlichten, so ganz ohne Scheinwesen auskommenden, in sich selbst gewissen Persönlichkeit — das war es ja doch, was die Leute Galiläas entzückte, bezauberte und scharenweise, mit magnetischer Gewalt ihm nach in die Herberge, an das Ufer des Sees, auf die Höhe der Berge zog. Daß er dann aber auch gegenüber äußerster Gefahr derselbe blieb,

daß er ihr zum Trotz den Tempelberg Jerusalems hinaufstieg und das Heiligtum des ganzen Landes eine Mördergrube schalt, zum sprachlosen Entsetzen seiner höheren und niederen Beamten, daß er endlich in den dunklen Niederungen des Leidens, der Körper- und der Seelenqual dasselbe innere Wesen kämpfend festhielt und lieber die schmachvollste äußere Erniedrigung und Verlassenheit ertragen wollte, als seinem Evangelium, diesem eigensten Lebensklang seiner Seele, untreu werden — das war es ja, was die Spannkraft seiner Jünger auf eine zu schwere Probe stellte und seinen Feinden endlich den Sieg über ihn verlieh. Den Sieg? Nun ja, wenn man Sieg nennen will, was einer völligen geistigen Niederlage gleichkam. Denn den Geist Jesu konnten sie nicht besiegen. Er behauptete sich selbst in seiner Eigenart auch im Zustande der völligen äußeren Hilflosigkeit eines Gekreuzigten und unter dem triumphierenden Spott fanatisierter Volkshaufen, er widerrief nicht, er offenbarte noch immer das Wesen höchster innerer Freiheit und einer in sich selbst unverrückbaren Sinnesrichtung. Er gab sein jugendliches, vollkräftiges Leben für seine Sache hin, aber auch für seine wahre Selbsterhaltung war es notwendig. Und so gerade, durch dies letzte Opfer, gelangte er auf die erhabenste Höhe seines Selbst, auf eine Höhe, wo göttliches Morgenrot des Geistes seinen scheidenden Heldengeist begrüßte. Er schied in dem festen Glauben, daß er wiederkommen werde, er gab sich auch im Tode nicht auf. Und er ist wiedergekommen im geistigen Sinne tausendmal, die lebendigste Persönlichkeit der Geschichte. Man hat ihn oftmals totgesagt, man hat ihn auch kirchlicherseits Jahrhunderte lang im Totengewand des Dogmas eingesargt oder sein Bild in unerreich-

bare Nebelfernen entrückt, aber in ewiger Jugend, mit unverdrängbarer Siegerkraft steht sein wirkliches Wesen immer wieder auf, will sich geltend machen und in der Menschheit durchsetzen. Wer kann diesem Eindruck widerstehen? Kein ehrlicher, lebendiger Mensch kann es, auch die modernen Ethiker nicht, auch unsre kirchenfeindlichen Arbeiter nicht. Warum nicht? Es ist doch nicht bloß sein Weheruf über die „Pfaffen" und „Kapitalisten" seiner Tage und sein Eintreten für die Unterdrückten, es ist doch zugleich die Macht unvergleichlicher persönlicher Selbstbehauptung und Lebensfülle, was ihnen Respekt und Bewunderung einflößt.

Einer Religion aber, deren Stifter der Menschheit erst recht gezeigt hat, was eigentlich eine reine und vollebendige Persönlichkeit ist, einer Religion, die sich gerade dadurch von jeder andern wesentlich unterscheidet, auch von den sonst sittlich hochstehenden, einer solchen Religion sollte man den Vorwurf nicht machen, daß sie persönliches Leben nicht richtig einzuschätzen und zu bilden verstehe. Man sollte endlich einmal von der einseitigen Betrachtungsweise sich losmachen, die in ihr bloß die Religion einer sanften, gefügigen Leidensseligkeit sieht, als hieße sie den Menschen nicht, gemäß jenem Vorbilde, auch im Leiden seine innere Wesenskraft herausarbeiten und auch die dunkelste Lage durch eine mächtig gespannte seelische Energie zu beherrschen suchen. O hätte der unglückliche Friedrich Nietzsche diese tiefe neue innere Lebensenergie verstanden, mit der die ganze Persönlichkeit Jesu hinter jedem Wort, Wirken und Dulden steht, diese Kernart und Stammbildung des guten Baumes, der allein gute Früchte tragen konnte, diese unerschöpfliche Riesenkraft des Strebens und Ringens um das Gut des wahr-

haftigen Lebens und um Behauptung gerade seiner höchsten Anlagen, diese Betonung der freiwilligen That und immer wieder des Thuns des göttlichen Willens als Grundlegung der Charakterbildung — er hätte vielleicht sein Wort von der „Sklavenmoral" des Christentums, der Moral für „Herdentiere", in einer etwas kleinlaut gewordenen Selbsterkenntnis unterdrückt!

So steht es uns denn fest: Das Christentum hat das Problem der Persönlichkeit „zum ersten Mal in entscheidender Weise zur Sprache gebracht"*) und ihren Wert unendlich hoch eingeschätzt, indem es eine volle geistige Herrschaft über die Welt als ihre Bestimmung vorzeichnete. Es hat auch hier auf die beiden Seiten seines nach einer Richtung zeigenden sittlichen Wegweisers zwei scheinbar verschiedene und doch zusammenstimmende Grundsätze geschrieben. Auf die eine Seite: verleugne die Welt, außer dir und in dir, soweit sie dich herabzieht und knechtet. Und auf die andre Seite: lebe in dieser Welt ein ursprüngliches eigenartiges Leben, all ihre deinem Selbst wirklich zugänglichen Kräfte da hineinziehend, verwertend, umgestaltend, verklärend. Kein Zweifel, daß es mit beiden Grundsätzen ein überlegenes, mächtigstes, reichstes persönliches Leben herstellen will. Fragen wir nun, welche Einzelpflichten wir aus dieser allgemeinen Tendenz mit Bezug auf die Bildung oder Ausgestaltung der eigenen Persönlichkeit folgern dürfen.

Die erste Pflicht wird sich auf die Naturgrundlage und das organische Werkzeug der Persönlichkeit beziehen, also auf den Körper. Freilich, nirgends lesen wir in den Evangelien eine der griechischen Moral entsprechende

---

*) Holtzmann, Lehrbuch der neutest. Theologie I, 338.

Mahnung des Inhalts: „Bilde den Leib durch gymnastische Übungen zu Kraft und Schönheit"*). Dagegen lesen wir widernatürliche Forderungen wie die: „Wer nicht hasset sein eigen Leben, der kann nicht mein Jünger sein." „Ärgert dich dein rechtes Auge, so reiß es aus; ärgert dich deine rechte Hand, so haue sie ab und wirf sie von dir." Aber wir wissen ja schon, was wir von solchen schroffen Spruchsätzen im Bilderstil des Orients zu halten haben. Sie setzen sogleich den äußersten Fall: wie etwa eine Blutvergiftung uns nötigen würde, selbst ein so unentbehrliches Glied des Körpers wie die rechte Hand um der Lebenserhaltung willen daranzugeben, so sollen wir unter Umständen eine gefährliche sinnliche Neigung, auch wenn wir sie als ein Stück unseres Wesens empfinden, von ihm abreißen, damit es nicht ganz — das ist der nicht zu übersehende Zusatz — „in die Hölle geworfen werde". Hier haben wir eine spezielle Anwendung jenes allgemeinen Grundsatzes der Selbstverleugnung in Bezug auf Auswüchse des leiblichen Lebens. Jede Sinnlichkeit also, die der Freiheit des persönlichen Lebens Abbruch thut, jede Maßlosigkeit des Genusses, die seine wahre persönliche Aneignung und Beherrschung unmöglich macht, jede haltlose Hingabe an Sport und Spiel, die schließlich die freie Selbstbestimmung aufhebt, ist als eine Entwürdigung der Persönlichkeit zu vermeiden. Noch heute denken wir so: es kann unter Umständen auch eine Askese, z. B. eine freiwillige Enthaltung von alkoholischen Getränken, für die Selbsterziehung notwendig sein. Daraus darf freilich derjenige, der sie gemäß den individuellen Gefahren seines sittlichen Zustandes wählt, sich keinen be-

*) Paulsen, System der Ethik, S. 72.

sonderen Ruhm oder gar ein alle andern verpflichtendes Programm machen. Nicht prinzipielle Ertötung des sinnlichen Trieblebens, sondern seine Unterordnung unter die höheren Zwecke der Persönlichkeit und endlich seine freie persönliche Beherrschung ist ja der Sinn solcher Selbstzucht. Jesus hat nie den Ehrgeiz gehabt, sich über die leiblichen Bedürfnisse erhaben zu zeigen, und er hat offenbar auf die Förderung der Gesundheitszustände in seinem Volke großen Wert gelegt. Er und sein Nachfolger Paulus haben uns keine besonderen Vorschriften für Bildung, Übung und Abhärtung der Leibeskräfte gegeben, aber wir sehen sie selbst gewaltige Strapazen ertragen, fast immer unter freiem Himmel, und wenn das auch nicht wäre: wir können heute aus ihren Grundlehren gar keinen andern Schluß in Bezug auf das Leibesleben ziehen, als den, daß es Pflicht gegen uns selbst ist, es durch eine geregelte Lebensweise, möglichst gesundes Wohnen und Bewegung in frischer Luft gesund zu erhalten, unsere Glieder zu „Waffen der Gerechtigkeit", wie Paulus sagt, zu bilden, jede Überreizung der Nerven oder ehrgeizige Überarbeitung bei nächtlicher Schlafenszeit, die zur Selbstentkräftung, ja zum langsamen oder plötzlichen Selbstmord führen könnte, zu vermeiden, dagegen jede Gelegenheit zur Muskel- und Nervenstärkung, zur Übung von Hand- und Kunstfertigkeiten zu benutzen. Natürlich darf diese Fürsorge für die Gesundheit auch wieder nicht zu hypochondrischer Ängstlichkeit ausarten, die ihr nur schadet. Rein und möglichst kräftig den Leib erhalten — das ist die Quintessenz dieser ersten Pflicht der Persönlichkeit gegen sich selbst. Nur ist dabei noch zu bedenken, daß sie ihre Grenze an der gleichen Pflicht jeder andern Persönlichkeit findet, daß die Entwürdigung

der Reinheit und die Ausbeutung der Lebenskraft eines andern ebenso verwerflich wäre wie irgendeine Wegwerfung des eigenen Leibes, daß endlich auch, wo eine hohe Berufsaufgabe, wo ein Kampf für hohe heilbringende Wahrheit, wo eine Gefahr bedrängter Mitmenschen oder des ganzen Vaterlandes es erfordert, das Leben selbst eingesetzt werden muß. In solchen Fällen könnte ja auch der eigene innere Wert nicht anders als in solcher Hingabe erhalten werden.

Eine zweite Pflicht des Einzelnen gegen sich selbst ist der Erwerb von materiellem Eigentum auf rechtmäßigem und sittlichem Wege oder die Berufsarbeit, von der wir als von einer sozialen Tugend schon sprachen. Auch hier macht man darauf aufmerksam, daß es in den Evangelien nirgends heiße: „Erwirb und spare, sorge für deine und der Deinigen wirtschaftliche Wohlfahrt;" daß es dagegen z. B. heiße: „Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet, auch nicht für euern Leib, was ihr anziehen werdet; sammelt euch nicht Schätze auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen und da die Diebe nach graben und stehlen. Nach solchem allen trachten die Heiden." Bei dem Worte „Sorgen" muß man jedoch einen Unterschied machen. Das griechische Wort, das Luther so übersetzt, hat die Bedeutung unseres: „Sich Sorge machen", sich trotz fleißigen treuen Strebens Sorge machen, ohne Vertrauen auf Gott zu haben und als wäre Nahrung und Kleidung der wichtigste Gegenstand oder das höchste Gut. Solches fruchtlose, grüblerische und grämliche Sich Sorge machen hat ja doch gewiß, so begreiflich und verzeihlich es in gewissen Lagen sein mag, etwas die Kräfte der Persönlichkeit unnötig Aufreibendes. Dagegen will das Wort

Jesu gewiß nicht einen geistlichen Müßiggang befürworten, bei dem man die Hände in den Schoß legt, auf eine Wunderhilfe vom Himmel wartet und alle vor- und fürsorgende Thätigkeit, z. B. auch die von Feuer-, Hagel- und Lebensversicherungsgesellschaften oder Anlage von Blitzableitern und Schutzdämmen oder ärztlicher Hilfleistung für ein Kennzeichen mangelnden Gottvertrauens erklärt. Die älteste Christenheit hat jene Mahnung jedenfalls anders verstanden. Sie erklärt gerade den, der nicht für seine Angehörigen sorge, d. h. Fürsorge für ihre Zukunft trage, für einen Verleugner des Glaubens, der ärger sei als ein Heide, und warnt vor den müßigen Schwätzern, die aus besonderen Frömmigkeitslehren eine Erwerbsquelle machen. „Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen." Besonders hat später die Reformation, im Gegensatz zum klassischen Altertum, das die bürgerliche Arbeit für Sache der Sklaven hielt, und im Gegensatz zur katholischen Lehrauffassung, die sie für eine dem Priesterberuf tief untergeordnete Stufe ausgab, die Würde der Arbeit betont. In der That können wir uns heute kaum vorstellen, wie denn ein Mensch ohne tüchtige Vorbildung zu einem gemeinnützigen Beruf und danach ohne gewissenhafte Ausübung eines solchen und ohne selbsterworbenes Eigentum zur festen, selbstthätigen Persönlichkeit werden oder wie er sonst die eigentliche Sphäre seiner sittlichen, körperlich und geistig gesunden Entwicklung finden soll. „Der Mensch ist zur Arbeit geboren wie der Vogel zum Fliegen", sagt Luther einmal. Daß der arbeitslose Proletarier und der in lauter kleinen halben Interessen sich zersplitternde und trotzdem an Langeweile krankende Rentier oder auch die berufslosen unverheirateten Frauen, die nicht etwa den befriedigten

Charakter der überall aushelfenden guten Tante gefunden haben, daß alle diese Gestalten in besonderer Gefahr stehen, ein gesundes Wachstum ihres Kernwesens einzubüßen, entgeht doch der Beobachtung nicht. Ja, auch die Frauen, die nicht in der Lage sind, den ihnen von der Natur zunächst gewiesenen herrlichen Hausfrauenberuf zu erfüllen, haben nicht bloß der Gesellschaft, sondern auch sich selbst gegenüber die Pflicht und mehr und mehr hoffentlich auch das Recht, eine Arbeit zu suchen, die ihre wirtschaftliche Selbständigkeit und ihre Stellung in der Gesellschaft sichert. Denn das macht doch, abgesehen von der heilsamen Notwendigkeit, alle Kräfte zu konzentrieren, einen Hauptwert der Berufsthätigkeit und des durch sie gewonnenen Besitzes aus, daß sie eine freie, von ängstlichen Rücksichten nicht bestimmte und persönlich befriedigende, wenn auch bescheidene Einwirkung auf die sozialen Verhältnisse ermöglichen. Natürlich soll nicht das Maß des äußeren Ansehens oder voraussichtlichen Einkommens das Ausschlaggebende bei der Wahl eines Berufes sein, vielmehr soll diese, wo sie überhaupt möglich ist, auch einem inneren Berufstrieb entsprechen. Die Arbeit soll keine bloße Zwangsarbeit ohne innere Beteiligung, keine Scheinarbeit ohne deutlichen Sinn sein. Das Geld soll niemals Zweck, sondern nur Mittel zum guten Zweck sein. Geiz und Verschwendung verkennen beide diesen Grundsatz, sie erniedrigen und zerstören den Charakter, der eine überschätzt, die andere unterschätzt das irdische Gut. Wer es aber richtig schätzt, wer es zur rechten Zeit sparsam und zur rechten Zeit freigebig verwertet, immer aber sinnvoll, d. h. im Sinne wahrer Liebe verwaltet, ohne das Herz daran zu hängen und ohne seine gemeinnützige Bedeutung im Geiste des

Pfahlbürgertums zu verkennen, der wird, ob reich oder arm oder — was am günstigsten für die Entwicklung wirtschaftlicher Tugenden ist — dem Mittelstand angehörig, damit auch den inneren Gehalt seines Wesens zu fördern und andere Hilfsbedürftige in wahrer Wohlthätigkeit wieder auf die Stufe eigener Selbständigkeit allmählich zu erheben verstehen.

Eine dritte Pflicht der Persönlichkeit gegen sich selbst ist die Wahrung ihrer gesellschaftlichen Ehre. Freilich, im inneren Sinne ist ja eigentlich nur ehrlos, wer selbst ein ehrloses Leben führt, und das Bewußtsein des guten Gewissens und der Unverletzbarkeit wahrer Ehre mag schließlich über ungerechtes und soll immer über unreifes oder böswilliges Urteil erheben. Aber auch als Wertschätzung seitens der Gesellschaft ist die Ehre ein schätzenswertes Gut, denn sie ist die Voraussetzung alles erfolgreichen berufsmäßigen Wirkens in ihr, das ja durch Ehrabschneidung und klatschsüchtige Verleumdung unter Umständen ganz untergraben werden kann; sie ist von großer Bedeutung für die sittliche Lebensgestaltung, weil ein scharfer Ansporn zu jeder Art tüchtiger Leistungen. Wie wenig der Mensch von Natur dazu imstande ist, ganz auf sie zu verzichten, geht daraus hervor, daß auch das Gaunertum sich hier und da einen eigenen Ehren-Codex gebildet hat*). Aber hat nicht das Christentum wieder diesen natürlichen Ehrtrieb zu unterbinden gesucht? Ruft nicht Jesus seinen Jüngern zu: „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen schmähen und verfolgen und euch alles Schlechte andichten um meinetwillen.“? Oder: „Wehe euch, wenn euch jedermann wohlredet!“? Hat er

*) Paulsen, a. a. O. S. 473.

nicht die verlorenen Söhne und Töchter, die gebrochenen Naturen, die gesellschaftlich Schiffbruch gelitten haben, in auffälliger Weise seiner Gemeinschaft gewürdigt? Und ist nicht auch die Mahnung des Apostels aus seinem Geiste gesprochen: „Trachtet nicht nach hohen Dingen!"? Zu diesen Worten ist nun wohl zunächst wieder zu sagen, daß in ihnen große und unvergängliche sittliche Wahrheiten liegen. Ja, es ist ein Glück, sich gegenüber ungerechten Anfeindungen und Verdächtigungen auf der Seite Jesu und seines reinen wahrhaftigen Charakters zu wissen! Ja, es ist ein schlimmes Zeichen für uns, wenn wir jedermanns Gunst genießen, auch die der Charakterlosen und Hochmütigen! Ja, es ist eine Liebespflicht, auch die traurig tief Gefallenen wieder zum Glauben an ihre persönliche Bestimmung zu erheben und, anstatt sie geflissentlich und selbstgerecht zu richten, das Gute in ihnen zu suchen und zu wecken! Ja, echte Demut und freundliches Sichgleichstellen mit den Niedrigen ist das Kennzeichen eines wahrhaft hochherzigen Charakters! Aber widersprechen denn all diese Züge einem reinen, tiefen Ehrgefühl oder läutern sie es nicht vielmehr aufs feinste? Heißt denn gern Schmach leiden um Jesu willen überhaupt die Meinung der Menschen verachten, auch der urteilsfähigen, derer, die das Schlechte niemandem „andichten", aber auch an niemandem beschönigen? Ist eitler streberischer Ehrgeiz gleich berechtigter Ehrliebe? Oder ist Barmherzigkeit gleich Vertuschung, Demut gleich Knechtssinn? Werden nicht gerade durch Demut und Barmherzigkeit die Auswüchse des Ehrgefühls vermieden, nämlich überzarte Empfindlichkeit gegenüber oft heilsamem Tadel und hartherzige Rachsucht und Prozeßsucht? Sind nicht in Jesus und auch in Paulus tiefste Demut und

sicherstes Selbstgefühl so innig und harmonisch miteinander verbunden, daß sie beides sozusagen in einem Atem zum Ausdruck bringen können?*) Es giebt wohl kaum einen besseren Prüfstein der Gesundheit des Ehrgefühls, als die ebenso freimütige wie demütige Wahrhaftigkeit dieser Geister, die niemandem schmeichelt, niemanden verkennt, und jeden, der ihr nachstrebt, nötigt, immer besser zu werden, damit er nie besser scheine als er ist — gewiß das echteste Ehrgefühl! Es giebt keinen besseren Maßstab für seine Bethätigung, als eine Liebe, die zur rechten Zeit schont, zur rechten Zeit aber auch um der gesellschaftlichen Sicherheit, der Erziehung des Beleidigers und des eigenen Rufes willen rechtmäßige Schutzmittel ergreift. Es giebt vor allem kein wirksameres Schutzmittel der Ehre, als ehrenhaft und pflichttreu sein. Der Zweikampf dagegen, der ebenso dem staatlichen wie dem Gewissens-Gesetz widerspricht, beweist in keinem Fall etwas für das Recht und die Ehrenhaftigkeit des Unschuldigen, wie er auch ausgehe, er opfert ihn womöglich noch obendrein einem Moloch der Ehre. Er ist eine moderne Form der antiken Selbsthilfe und des mittelalterlichen Gottesurteils und, wenn auch im einzelnen Fall mit Rücksicht auf die schwierige Lage der Angehörigen gewisser Stände milde zu beurteilen, doch im Grunde ebenso unsittlich wie unlogisch. Als äußersten Gegensatz stellt man ihm wohl den Satz der Bergpredigt Jesu gegenüber, der jede Verteidigung der Ehre zu verbieten scheint, einen allerdings besonders leicht mißverständlichen, in seiner buchstäblichen Fassung unserem unmittelbaren Empfinden durchaus widersprechenden Satz: „Ihr habt gehört, daß

---

*) Vgl. Mt. XI, 27—29. 1. Kor. XV, 10.

gesagt ist: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Bösen; sondern so dir jemand einen Streich giebt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar." Man kann sich wohl, wenn man von dem geschichtlichen Gesichtspunkt absieht, daß Jesus diesen Satz jenem alten Spruch rachsüchtiger Wiedervergeltung als besseres Extrem gegenüberstellte, auch heute noch einen Fall denken, in dem seine Befolgung sittlichen Sinn hätte: wenn etwa ein leidenschaftlicher Freund, der sich irrtümlicherweise beleidigt oder verraten fühlte, zu solcher Thätlichkeit hingerissen würde, so würde ruhige Nachgiebigkeit ohne Gegenwehr ihn vielleicht am ersten beschämen. Der Hinweis: „Du kannst mich noch auf den andern Backen schlagen und doch damit nichts gegen meine Treue beweisen oder sie irre machen" würde ihn vielleicht zur Besinnung bringen. Boshafte Frechheit und Roheit aber würde ja mit solcher Nachgiebigkeit nur verstärkt werden; Feigheit und Heuchelei könnte sie zum Deckmantel gebrauchen. Wie hat denn Jesus selbst nach dem Johannesevangelium sich verhalten, als der Gerichtsdiener ihn schlug? Hat er da etwa die andere Wange hingehalten, um den Buchstaben seines eigenen Gebotes zu erfüllen? Nein, er hat das Unrecht dieser Mißhandlung in den Worten betont: „Habe ich übel geredet, so beweise es, daß es böse sei; habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich?" Es giebt auch eine berechtigte Notwehr und zwar der Einzelnen gegen Einzelne, des Staates gegen die Verbrecher und des angegriffenen Volkes gegen ein anderes Volk. Aber dies Zugeständnis hindert uns nicht, die unendliche innere Liebenswürdigkeit des Entgegenkommens, die in jenem Wort den Gedanken an Rachsucht weit ab-

wehrt, für wohl verträglich mit charaktervollem Ehrgefühl zu halten.

Ich komme zu einer letzten großen Pflicht der Persönlichkeit gegen sich selbst. Sie besteht in ihrer möglichst reichen und gesunden geistigen Ausbildung und zwar genauer in der Bildung des Verstandes und des Geschmacks, des Willens und des Gefühls. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß ohne sie volles Reifen von Persönlichkeiten undenkbar ist. Zunächst muß, wer sich tüchtig entfalten will, in seinem speziellen Berufsfeld sich gründliche Kenntnisse zu verschaffen suchen, ohne doch in einseitigem Spezialismus geistig zu verarmen; er muß ebenso auch aus dem allgemeinen Bildungsschatz seiner Zeit, soweit seine soziale Stellung es ihm möglich macht, sein Wissen bereichern, sich einen Überblick über das Gesamtstreben der Gegenwart, ein Verständnis für geschichtliches Werden, kurz eine klare, gesunde Weltanschauung zu erwerben suchen, ohne sich jedoch mit allzuviel Stückwerk zu belasten. Denn auch hier ist nur das rechte Maß sittlich fördernd, das Unmaß Kräftezersplitterung und -erschlaffung. Überhaupt aber ist bloße Verstandesbildung etwas Kümmerliches, Kennzeichen des Bildungsphilisters, ein „zweischneidiges Schwert". Die Bildung des edlen Geschmacks, d. h. des Gefühls für das Schöne und Wahre in Natur und Kunst und des Sinns für die Würde und Anmut der äußeren Form, auch der Redeweise und der Kleidung, muß ergänzend hinzutreten, die Bildung, d. h. also nicht die Unterwerfung unter die Tyrannei irgend einer Moderichtung, sondern die Erwerbung der Fähigkeit eines selbständigen, überall, also natürlich auch in den Erzeugnissen der Gegenwart, die schöne Wahrheit verstehenden geistigen Genießens, wenn

nicht Gestaltens. Freilich giebt es auch ein erschlaffendes geistiges Genießen, z. B. übermäßiges Romanelesen u. dergl., gegen das eine gesund organisierte Persönlichkeit ein instinktives Widerstreben hat und vor dem dann wieder die Erziehung des Willens zu vernünftiger Freiheit, zu rascher, beharrlicher, regelmäßig thätiger Energie bewahrt. Charakterbildung aber ohne Herzensbildung, ohne harmonische, tiefe, feine Ausbildung des Gemüts- und Empfindungslebens ist nur eine halbe, der „besseren Hälfte" entbehrende Bildung; ein Mensch ohne Taktgefühl und Ehrfurchtsinn, ohne inneres Gleichmaß der Grundstimmung, ohne Geduldskraft und Zartgefühl, ohne die Fähigkeit stiller Versenkung und Selbstvertiefung ist kein freier, in stillster Tiefe seines Wesens sicherer und gesunder Mensch. So sehen wir: damit die Persönlichkeit den Charakter voller Einheitlichkeit, Geschlossenheit und Selbständigkeit gewinne, damit sie aus Einem Gusse sich gestalte, von innen her nach allen Seiten hin reife und ganz zu sich selbst komme, bedarf sie der Ausbildung all ihrer geistigen Wesenskräfte ebenso wie ihrer leiblichen, wirtschaftlichen und geselligen Anlagen. Und noch eins fügen wir hinzu: sie bedarf auch der Erholung, der leiblichen und geistigen Erholung von der Anspannung all dieser Kräfte und einer sie immer wieder aufs neue erfrischenden wohlthätigen Abwechslung ihrer Bethätigungen. „Saure Wochen, frohe Feste!"

Noch einen letzten Angriff auf das Christentum haben wir hier zu berücksichtigen. Er bezieht sich auf seine Stellung zu Wissenschaft und Kunst. Es sei, sagt man, die Religion der „Armen am Geist". Jesus selbst sage, sie bleibe den Weisen und Klugen verborgen und sei nur den Unmündigen geoffenbart, Paulus nenne das

Wort vom Kreuz eine thörichte Predigt im Gegensatz zur Gelahrtheit der Welt. Auch ziehe sich durch die Geschichte des kirchlichen Lebens bis auf den heutigen Tag das Mißtrauen gegen wissenschaftliche Forschung wie ein dunkler Faden hindurch und habe sie lange gehemmt; ebenso kehre die Warnung des Neuen Testaments vor der Augenlust, also vor der ästhetischen Lust, dem Wohlgefallen an Schaustellungen, Spiel und Tanz immer wieder. Alle diese Einwürfe beruhen auf Wahrheit. Nur vergesse man nicht, daß die Theaterspiele, vor denen z. B. der strenge Kirchenlehrer Tertullian warnte, unsittliche waren und daß allerdings wohl ein das Leben völlig beherrschender Kultus des Schönen ebensowenig wie ein solcher des nüchternen Verstandes allein den Kern der Persönlichkeit zu seinem Rechte kommen läßt. Bigotte pietistische Übertreibungen dagegen oder Bannsprüche eines machtsüchtigen Priestertums und einer fanatischen Orthodoxie gegen die Wissenschaft sind als vorübergehende Krankheitserscheinungen des religiösen Lebens zu betrachten. Ihnen steht das gesunde Lutherwort von der „Freiheit eines Christenmenschen", das Pauluswort: „Alles ist euer" und das Wort des Johannesevangeliums von dem Geiste, der „in alle Wahrheit" leitet, gegenüber. Dieser Geist führt uns selbst in Zweifel und kritische Forschung hinein, er nötigt uns, den köstlichen Goldgehalt ewiger Wahrheit von ihren vergänglichen Schlackenformen zu lösen und für uns selbst in neuer Weise zu finden, uns und andere besonnen aufzuklären, aber dabei auch ein heilsames „Ärgernisgeben" gegenüber eigensinniger Rückständigkeit nicht zu scheuen. Wer hat in diesem Sinne mehr Ärgernis gegeben als Jesus? Er war freilich kein Mann der Wissenschaft und der Kunst, — er war ein-

fach der Mensch, der „Menschensohn" — aber wer hat glühenderen Eifer für die freimachende Wahrheit und hingebendere Treue gegen sie bewiesen, wer hat den Künstlern eine so unerschöpfliche Anregung zum Schaffen gegeben wie er durch sein einfaches, harmonisches, wahres und schönes, bald wie Blitze, bald wie Morgensonnengold leuchtendes Menschendasein? Auch war Paulus trotz jenes Wortes von der „göttlichen Thorheit" ein höchst scharfsinniger und wohlunterrichteter Geist. Er und sein Meister forderten kein Opfer des Verstandes, sie stellten nur dem geistlichen Hochmut und Wissensdünkel, der doch für die größte Wahrheitsmacht, für die eines ursprünglichen reinen persönlichen Lebens blind ist, die höhere Sehnsucht einfacher, nach Geistesstärkung schmachtender Herzen gegenüber. In der That wird auch heute noch ein wahrhaft gebildeter oder nach wahrer Bildung strebender Mensch mit diesen letzteren mehr innere Berührung und Verständigung und einen erquickenderen persönlichen Austausch finden als mit den fertigen Menschen, den satten und blasierten.

So kommen wir auch hier wieder zu dem Schluß: Die wahrhaft christliche, d. h. aus dem Geiste Jesu Christi selbst geborene Wertschätzung der Persönlichkeit kann wie die der Gemeinschaften mit einem gesunden sittlichen Empfinden der Gegenwart nicht in Widerspruch stehen, kann ihm höchstens immer wieder zur Vertiefung dienen; und auch die aus demselben Geiste gefolgerte Beurteilung der Pflichten des Einzelnen gegen sich selbst muß ihm entsprechen. Freilich, jene Wertschätzung stellt jedem Einzelnen eine gewaltige Aufgabe, besonders stellt sie auch wieder „die sozialen Pflichten der Gebildeten" in ein neues scharfes Licht, indem sie diese Pflichten in

der einen zusammenfaßt, vor allem Persönlichkeiten in allen Schichten des Volkes bilden zu helfen. Große Schwierigkeiten und Hemmnisse innerer und äußerer Art stehen der Erfüllung dieser Aufgaben im Wege: ein allgemein menschlicher und für den modernen Kulturmenschen noch besonders erschwerter sittlicher Kampf.

III.

Der sittliche Kampf des modernen Kulturmenschen.

In ihrer ganzen Größe ist uns die sittliche Aufgabe entgegengetreten: die Aufgabe einer sittlichen Kultur, die eine vollkommene und harmonische Entwicklung aller Anlagen und Fähigkeiten des menschlichen Wesens sowohl in der einzelnen Persönlichkeit als auch in allen Gemeinschaftskreisen zum Ziele hat. Wenn diese Aufgabe in ihrer ganzen Erhabenheit dem Menschen zum Bewußtsein kommt, dann ergreift ihn nicht bloß das Gefühl eines heiligen Stolzes, weil auch er zu ihrer Erfüllung mitberufen ist. Es ergreift ihn auch das Gefühl einer heiligen Angst. Einer Angst, die freilich ein Symptom höheren inneren Lebens ist, denn sie ist nur da möglich, wo man die Empfindung eines köstlichen, unendlich wertvollen Lebensinhalts oder Lebenszieles gewonnen hat, während der Gleichgültige, der es nicht kennt, auch nicht um seinen Verlust zittern kann. Aber auch nur allzu begründet ist diese heilige Angst. Denn wenn nun der Mensch den wirklichen Zustand seiner Natur und der ihn umgebenden Welt daraufhin prüft, ob denn das Maß und die Art der eigenen und der allgemeinen Kräfte und Triebe jener hohen Aufgabe auch nur einigermaßen ent-

spreche, ob die Beschaffenheit des Bodens und der Atmosphäre das volle Wachstum des Lebensbaumes verbürge, dann wird er erst der großen Gefährdungen dieses Wachstums recht inne. Wohin er auch blicken mag, ob in sein eigenes Innere, ob in das allgemeine Getriebe seiner Zeit: überall türmen sich ernste, oft scheinbar unübersteigliche Hindernisse dem Wettlauf um das Kleinod entgegen, mit dem schon Paulus das Streben des Christen vergleicht. Diese ernste Thatsache kann seine Angst um das wahre Leben ins Unerträgliche steigern. Dann bleiben zwei Wege übrig. Der eine ist das Vergessen des Ideals und seiner hohen Forderungen; auf ihm wandelt sich die Angst entweder in Leichtsinn oder in stumpfes, mattes, hoffnungsloses Verzagen, das sich vielleicht noch mit einer nun überall absprechenden, allen mißtrauenden pessimistischen Weltanschauung ein interessantes Mäntelchen umhängt. Der andere Weg führt in den sittlichen Kampf mit allen Hemmnissen und auf ihm verwandelt sich jene heiße Angst zunächst in die Hitze des Streits und danach, wenn er standhaft geführt wird, in eine wonnige klare Kühlung des Sieges — dann ist jene Angst also doch heilsam gewesen.

Lassen Sie uns denn heute die Hauptschwierigkeiten, die sich der sittlichen Aufgabe erschwerend und kampfbereitend in den Weg stellen, ins Auge fassen, zunächst die inneren Schwierigkeiten, die in den Anlagen der Menschennatur mitgegeben sind, dann die allgemeineren äußeren Schwierigkeiten und die besonderen Gefahren der Zeit. Und lassen Sie uns dabei auch wieder zusehen, ob das Christentum, wie ihm vorgeworfen wird, uns moderne Menschen in unseren verwickelten Seelenzuständen und sozialen Nöten im Stich läßt oder nicht.

Wenn ich zuerst von den inneren Schwierigkeiten rede, so bin ich mir wohl bewußt, daß ich mich da auf ein teilweise sehr dunkles Gebiet begebe, ein Gebiet, das die heilige Schrift mit dem ernsten Namen „Sünde" bezeichnet. Fürchten Sie jedoch nicht, daß ich Sie nunmehr ins Geleise einer gewissen kirchlichen Dogmatik führen und etwa ein Zerrbild des natürlichen Menschen entwerfen will, das Ihr sittliches Urteil verletzen würde, indem es ihn von vornherein als einer gänzlichen Verderbnis preisgegeben erscheinen ließe. Daß ich an dem Dasein einer guten Seite menschlicher Anlagen, ohne die es ja überhaupt keinen Anknüpfungspunkt für sittliche Entwicklung und Befreiung gäbe, nicht zweifle, davon hat Sie wohl der vorige Vortrag hinreichend überzeugt. Aber auch an einem unserer ganzen Gattung und uns Einzelnen anhaftenden Hang zum Bösen läßt sich nicht zweifeln, einem Hang, der nicht bloß als ein Mangel an Kraft und Klarheit des Geistes, d. h. also nicht bloß als Sinnlichkeit oder Unwissenheit, sondern entschieden auch als eine Verkehrtheit der Willensrichtung zu bezeichnen ist, denn er setzt seinen eigenwilligen Widerspruch zeitweilig auch gegen die schon erkannte höhere und allein wertvolle Bestimmung noch fort. Diese ernste Thatsache, die freilich mit radikaler Verderbnis nicht zu verwechseln ist, aber immerhin einen Kampf zwischen den zweien Seelen in der Einen Brust notwendig macht, diese den Menschen zerklüftende Doppelanlage seines Wesens wird von keinem Einsichtigen bestritten. Und ebensowenig die verwüstenden Wirkungen jenes Hangs, die Körper und Geist zerrütten, den Willen lähmen, das Gefühl für alles Gute, Wahre und Schöne abstumpfen, kurz, eine Entartung des ganzen menschlichen Wesens bis zu völligem Absterben

seiner höheren Anlagen herbeiführen können und je nach dem Stärkegrad jener mehr oder weniger gewohnheitsmäßig ausgeübten Macht sich steigern müssen. Auch diese Thatsache ist eine unbestreitbare, furchtbar deutlich als ein Naturgesetz des inneren Lebens auch dem religionslosen Beobachter sich aufdrängend, der tiefste Grund für die Friedlosigkeit und den sittlichen Knechteszustand der Menschen. Was bleibt also übrig, als alle Kräfte des Guten zur Gegenwirkung und zum Kampfe aufzurufen, damit die Triebe niederer Selbstsucht nicht als wildes verworrenes Unkraut die edle Kultur des zur Herrschaft über sie berufenen persönlichen Lebens überwuchern und ersticken? Freilich, dieser Kampf ist so alt wie das sittliche Streben des Menschen überhaupt. Aber wird er nicht erschwert durch den Zweifel, ob denn wirklich unbedingt verpflichtende und befreiende Mächte innerhalb seiner Natur dem Menschen zu Hilfe kommen? Zwei Probleme fordern hier eine Lösung, die in der neuen Zeit mit Rücksicht auf ein reichlich aufgehäuftes Beobachtungsmaterial der Seelenkunde besonders scharf und energisch zur Sprache gebracht worden sind: Das Problem der Willensfreiheit und das Problem des Gewissens. Beide mögen, soweit es in Kürze möglich ist, erörtert werden.*)

Bezüglich der Willensfreiheit stehen sich zwei abstrakte Theorieen in äußerstem Gegensatz gegenüber. Die eine, der sogenannte Determinismus, behauptet die absolute Unfreiheit des menschlichen Willens, seine durchgängige Bestimmtheit durch Ursachen, die außerhalb der menschlichen Persönlichkeit liegen. Sieht er diese

---

*) Vgl. Pfleiderer, a. a. O. 235 f., 241 ff.

Ursachen bloß in der Natur, so heißt er Naturalismus. Sieht er sie im blinden Schicksal, so heißt er Fatalismus. Sieht er sie, wie der Kirchenvater Augustin und die Reformatoren, in einem die Seligkeit oder das Verderben von Ewigkeit her bestimmenden göttlichen Ratschluß, so deckt er sich mit der sogenannten Prädestinationslehre. Die andere abstrakte Theorie ist der sogenannte Indeterminismus. Er behauptet die absolute Freiheit des menschlichen Willens, erklärt also auch das Böse im Menschen aus seiner freien, ursachlosen, durch keinerlei überwiegende Beweggründe des Interesses bestimmten Entscheidung. Wird endlich diese Entscheidung als eine einmalige in einen vorweltlichen oder Urzustand des Menschen (in seine Präexistenz) verlegt, dann aber von ihr die ganze zeitliche Charakterentwicklung sozusagen programmatisch abhängig gemacht, wie z. B. von Schelling und von Schopenhauer, so findet im sogenannten „Prädeterminismus" ein Versuch der Vermittlung zwischen jenen beiden im äußersten Gegensatz stehenden Theorieen statt. Beide aber und dieser Vermittlungsversuch finden in der thatsächlichen Erfahrung und im sittlichen Bewußtsein der Menschheit keinen festen Anhalt. Dem Determinismus widerspricht die Erfahrung, daß doch thatsächlich im Laufe des Lebens auch der Durchschnittsmensch, nicht bloß der Heros des Willens, sich durch Disziplin und Selbsterziehung eine Herrschaft über ursprünglich ihn beherrschende Triebe, also ein gewisses Maß von Freiheit erringen kann. Dem Indeterminismus widerspricht andererseits die Erfahrung, daß thatsächlich der Mensch, auch gegen seinen innersten Wunsch, von Leidenschaften und Gewohnheiten, Vorurteilen und Stimmungen sich immer wieder abhängig zeigt, und daß der Wille selbst da, wo

er frei entscheidet, doch nicht interesselos ist, sondern unter verschiedenen Bestimmungsgründen den ihn am stärksten erregenden wählt. Der Prädeterminismus enthält zwar die Wahrheit, daß bei der Willensentscheidung auch vernünftige Überlegung und höhere Zweckgedanken mitbestimmend sein können, aber ihre Zurückverlegung in ein Vorleben ist Mythologie.

Wir wenden also diesen abstrakten Theorieen den Rücken und befragen das wirkliche menschliche Leben. Da sehen wir denn: Der Mensch bringt keine fertige Willensfreiheit mit, die ihn eigentlich jeder sittlichen Entwicklung und Charakterbildung überhöbe. Er ist auch nicht absolut unfrei, d. h. nicht allen Triebgefühlen und äußeren Einwirkungen unbedingt preisgegeben, wobei ja jede Erziehungs- und Selbsterziehungsarbeit überflüssig, weil doch vergeblich wäre. Aber er hat eine Anlage zur Freiheit, die entwickelt werden kann und muß, wenn er seiner Bestimmung gerecht werden soll. Die Freiheit ist in ihm nur keimartig vorhanden, als Prinzip, nicht als vollkommenes Vermögen. Sie kann wachsen, kann sich durch den ganzen Prozeß der Täuschungen und der Berichtigungen, die das Leben bringt, zur Kernkraft persönlicher Selbständigkeit verfestigen, sie kann aber auch verkümmern. Darum sagen wir: die Willensfreiheit ist jedenfalls, wie man auch über ihre theoretische Begründung denken mag, eine praktische Aufgabe, ein Ziel des sittlichen Kampfes. Das Ziel kann gewiß erreicht werden, wenn auch nur allmählich, doch so, daß auf jeder höheren Stufe des Fortschritts ein höheres Maß der Freiheit oder, was dasselbe ist, ein höheres Maß der Kraft des vernünftigen Willens erreicht wird, des vernünftigen Willens, der alles Handeln, Denken und Empfinden dem einen

Zweck: der Bildung von Persönlichkeiten unterzuordnen, ja, es schließlich als absoluter Selbstherrscher hervorzurufen und zu ordnen, zu beleben und zu beruhigen vermag. Bei dieser Auffassung des Willensproblems also giebt es keine Entschuldigung für die Trägheit im sittlichen Kampfe; im Gegenteil, dieser Kampf wird noch mehr zur Pflicht, wo es gilt, daß eine Waffe für ihn vorhanden ist, die in der Kampfesübung immer wertvoller, immer sieghafter werden muß.

Wir kommen zum Problem des Gewissens oder zu der Frage: Giebt es überhaupt in unserem Inneren eine zuverlässige verpflichtende Norm, an die sich der Wille halten kann? An der Thatsache zwar, daß das Gewissen noch immer eine ungeheure Macht im Menschenleben ist, zweifelt niemand. Aber auch hier stehen sich zwei Erklärungen dieser Macht gegenüber, die auf Einseitigkeit beruhen, nur halbe Wahrheit enthalten und deshalb die Gewißheit erschüttern. Die erste Erklärung ist die sogenannte supranaturalistische. Sie sieht im Gewissen eine unmittelbare übernatürliche Offenbarung Gottes und zwar entweder in dem Sinne, daß die ganze Summe seiner sittlichen Vorstellungen dem Menschen bei der Geburt eingepflanzt sei, oder in dem andern, daß ihm in jedem einzelnen strittigen Fall ein klares Gewissensurteil eingegeben werde. Diese Erklärung übersieht aber, abgesehen von der psychologischen Unmöglichkeit angeborener fertiger Ideen im ersten Fall und von dem Mechanischen des Orakelbegriffs im zweiten, die unleugbare Thatsache, daß zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Völkern, oft auch zu derselben Zeit in den Angehörigen eines Volkes und selbst einer Religion, die sittlichen Urteile sehr verschiedene sind, mit anderen Worten: daß auch

das Gewissen bezüglich des Inhalts seiner Bestimmungen eine Entwicklungsgeschichte hat. Die andere Erklärung ist die sogenannte empirische oder positivistische. Sie hält sich nun ganz an diese Thatsache der geschichtlichen Erziehung und erklärt die Macht des Gewissens so: Die Gesellschaft, besonders die der sog. höheren Klassen hat nach und nach herausbekommen, welche Handlungsweise für sie und ihren Fortbestand nützlich und welche schädlich sei. Sie hat demgemäß Sittenregeln aufgestellt, deren Befolgung ihren Nutzen verbürgt, und nun diese je nach dem Zeitbedürfnis wechselnden Sittenregeln durch Schule, Gesetzgebung und den ganzen Zwang der sozialen Erziehung den Einzelnen so eingeimpft, daß sie von ihnen als unumgängliche innere Norm oder als Gewissensregel empfunden werden, wenigstens so lange, bis ihnen die Augen über diese Einimpfung aufgehen. Diese zweite Erklärung übersieht aber das, was an der ersten das Wahre ist, daß nämlich das Gewissen, wo es überhaupt deutlich spricht, immer in der Form eines unbedingten Anspruchs sich äußert. Sie übersieht weiter, daß doch auch der Inhalt seiner Forderungen einen gewissen sittlichen Grundcharakter in der Geschichte gewinnt, daß diese Forderungen schließlich doch in der Grundrichtung der Gesetze eines höheren persönlichen und sozialen Lebens liegen, die dem Menschen zurufen: ordne die niederen Triebe deines Wesens seiner höheren Bestimmung, ordne dich selbst dem Wohle der Gesamtheit, nicht etwa bloß einer einzelnen Klasse, unter! Sie übersieht endlich, daß das Gewissen nicht bloß eine Zeit- und Volksstimme ist, daß es vielmehr als persönliches Gewissen auch eine Kritik an überlieferten und herrschenden Grundsätzen üben und in großen reformatorischen Persönlichkeiten eine überlegene, dem

Strom der Meinungen und Vorurteile sich erfolgreich widersetzende Macht werden kann, wie Jesus seinen Zeitgenossen zuruft: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist — ich aber sage euch", wie Luther in sich selbst einen unerbittlichen Gesetzgeber findet, der ihn gegen Papst und Kaiser erklären heißt: „es ist nicht geraten, etwas wider das Gewissen zu thun".*) So kommen wir auch hier, indem wir die Irrtümer jener beiden extremen Erklärungen ausscheiden und ihren Wahrheitskern herausschälen, zu dem Ergebnis: das Gewissen ist eine geistige Anlage, ein dem Menschen keimartig eingeborener Sinn für das sittlich Richtige, der aber durch gesellschaftliche und persönliche Erfahrung entwickelt werden muß. Es bildet sich zunächst an den vorhandenen Regeln der Sitte, bildet sie dann aber auch bei wachsender Urteilskraft unter Umständen ergänzend und verbessernd um. Es kann freilich auch wieder verkümmern und entarten. Spricht man doch von einem schlummernden, einem schwankenden, einem irrenden, einem abgestumpften, verstockten und toten Gewissen, wie andererseits von einem erwachten, einem scharfen, unbestechlichen, zarten und feinen; oder auch wieder von einem allzu engen, pedantischen, skrupulosen Gewissen, dem ein krankhaftes, überreiztes Empfinden zu Grunde liegt, und im Gegensatz dazu von einem allzu weiten und laxen Gewissen, das bei dem Widerstreit der Gedanken, die sich anklagen und entschuldigen, nur den entschuldigenden ein williges Ohr leiht. Mit wie elementarer Gewalt aber selbst in völlig verwilderten und verhärteten Naturen die Macht des

---

*) Vgl. Mehlhorn, Rechenschaft von unserem Christentum. 2. Aufl., S. 49.

sog. bösen Gewissens hervorbrechen und wie es ihre ganzen Phantasie schließlich beherrschen kann, davon haben uns in erschütternden Charaktergemälden die Dramatiker Kunde gegeben. Besonders möchte ich Shakespeare den Dramatiker des Gewissens nennen: denken Sie nur an Richard III., an Macbeth, an den König im „Hamlet". Unter den modernen Dramen scheint mir in dieser Hinsicht Gerhart Hauptmanns „Fuhrmann Henschel" besonders bedeutsam, der einfache, gesund und stark organisierte Mann aus dem Volke, den alle Bearbeitung mit modernen Reflexionen nicht über das, was er für seine Schuld hält, hinausbringt: „es bleibt auf mir sitzen". Das Gewissen ist es eben, das in den sittlichen Kampf ein dramatisches und oft tragisches Element hineinträgt, das ihm bei dem Wechsel und Fortschritt der Überzeugungen und Lebensideale immer wieder neue Formen des Konfliktes giebt und auch in den Tiefen eines scheinbar stillen Lebensflusses ein schmerzliches Kampfgewoge von Scham und Reue, von Wünschen und Pflichtgefühlen aufwühlen kann, sei's als richtendes, sei's als gesetzgebendes Gewissen. Jedenfalls macht es bei normaler Seelenverfassung sich geltend und ruft geradezu als Feldherr zum sittlichen Kampfe auf, der immer als Erster auf dem Posten ist und über alle Kräfte wacht, die Kampfesweise und das Ziel bestimmt. Auch hier also für den Menschen der Gegenwart keine Ausflucht, keine Fahnenflucht möglich! Willens- und Gewissensanlage verpflichten zum Kampf gegen das Bestimmungswidrige, das Böse.

Daran ändert auch die Thatsache nichts, daß uns aus der Temperamentsanlage und aus der körperlichen und geistigen Veranlagung noch besondere persönliche Schwierigkeiten erwachsen. Jedes Temperament hat

seine besonderen Mängel und Gefahren, jedes aber auch seine besonderen Vorzüge und seine inneren der Entwicklung und Läuterung harrenden Kräfte. Jedes technische, wissenschaftliche oder künstlerische Talent bietet einerseits besondere Aussichten, erleichtert die entsprechende Berufsleistung und das gesellschaftliche Fortkommen, legt aber auch andererseits wieder eine besondere Verantwortung auf. Jede übermächtige krankhafte Anlage einzelner Triebe, die vielleicht als eine Folge sittlicher Abnormitäten der Vorfahren sich geltend macht, erschwert ebenso wie jedes Gebrechen, jede organische Mißbildung und jede Sprödigkeit der Auffassungskraft natürlich den notwendigen Kampf um die Wesensbildung; der Sieg aber, der solchen Anlagen zum Trotz in besonders ernster Selbstzucht errungen wird, muß als um so köstlicher empfunden werden; auch entwickelt die Schule der Krankheit besondere Tugenden, besondere Hilfskräfte. Eine eigentümliche Gefahr scheint noch für den Menschen der Gegenwart in seiner übertriebenen Neigung zur Reflexion zu liegen. So gewiß sie nämlich, wenn in den Grenzen zeitweiliger ruhiger Selbstbesinnung gehalten, dem Willen gesunde Motive der Bethätigung bietet, so gewiß lähmt sie das sittliche Wachstum, wenn sie in unaufhörlich zersetzende Selbstbeobachtung entartet. Ja, auch die Gesundheit des natürlichen Werdens kann sie vergiften, das Triebleben, auch soweit es unschuldig sein könnte, verunreinigen, jeden Zustand, jede Stimmung durch eine nachträglich reflektierende Wiederholungssucht des Gehirns seiner keuschen Unbewußtheit berauben; kurz, alles will sie machen, anstatt alles von selbst werden zu lassen, wie es bei thätiger Hingabe des Willens und Wesens geschieht. Gegenüber diesem kranken wilden Schößling

des modernen Geistes sollte die Losung lauten: rein ab, rein ab! damit es in seinem vibrierenden Organismus erst wieder einmal eine stille Tiefe gäbe, einen tiefen Schoß des Unbewußten, aus dem dann ein gesundes Gedankenleben, ich kann auch sagen: wahre Lebensgedanken geboren würden, kräftig und reich aufblühend und jedenfalls wohlthätiger als jene alles sezierende Reflexion! Man sagt von den Menschen früherer Zeiten, z. B. von denen unserer klassischen Litteraturperiode, sie seien sinnlicher gewesen als wir, naiv sinnlicher. Ob wir deshalb auch schon wirklich reiner sind als sie, ist zweifelhaft, ja vielleicht ernstlich zu bestreiten. Warum? weil unsere Reflexion überallhin mitgeht, weil sie jenem eigenwilligen Sonderhang nur allzu verwandt ist, der dem reinen Werden hindernd, aufhaltend und zerstörend in den Weg tritt und den es deshalb zu bekämpfen gilt.

Was weiß nun aber das Christentum von all diesen Problemen und Kämpfen? Nun, Jesus hat zwar auch von dem „inneren Licht" und Paulus von dem ins Herz geschriebenen Gottesgesetz des Gewissens gesprochen, letzterer auch eine erschütternde Klage über den Widerstreit zwischen Geist und Fleisch, zwischen dem Gesetz des inneren Menschen und dem Gesetz der Sünde in den Gliedern erhoben: „das Gute, das ich will, das thue ich nicht, sondern das Böse, das ich nicht will, das thue ich". Wie denn überhaupt eine tiefere und wahrere Psychologie als die der Bibel nicht gedacht werden kann: keine tiefere, denn sie kennt das Menschenherz bis auf den Grund, in all seinen Schmerzen und Freuden; keine wahrere, denn sie erfaßt die ungeheuern Gegensätze in ihrer ganzen unerbittlichen Thatsächlichkeit, ohne sie im leisesten zu verwischen. Aber vor allem ist es doch auch hier wieder

die lebendige Persönlichkeit Jesu, in der wir den ganzen Gewissensernst dessen, der um wahre Freiheit kämpft, vor Augen haben. Er, der allen Schranken natürlicher Entwicklung unterworfen war, den Schranken der leiblichen Kraft und des praktischen Könnens ebenso wie den Schranken des menschlichen Geistes, des Wissens und des Erkennens, — er hat auch auf sittlichem Gebiete dem Gesetz des Werdens seinen Tribut zahlen müssen. Er war nicht von vorn herein fertig, er mußte sich emporkämpfen. Er hatte große Versuchungen zu bestehen. Oder lag in jener volkstümlichen Messiasidee, lag in dem mächtigen Einfluß seines die Seelen bannenden Wesens und seiner ersten glänzenden Erfolge für ihn keine Versuchung zum Ehrgeiz, zur persönlichen Herrschsucht? Lag in den späteren Enttäuschungen, in dem zähen Unverstand seiner Jünger, in dem Stumpfsinn der Massen, in der Bosheit seiner Feinde und in der mit Schimpf und Schande drohenden Hinrichtung keine Versuchung für ihn, seiner Aufgabe untreu zu werden? Ein Name erinnert uns daran, wie furchtbar auch sein innerer Kampf war: Gethsemane! Aber, wenn auch versucht allenthalben gleichwie wir — er versank nie in der Versuchung, er erhob sich immer wieder mit seinem inneren Wesen riesengroß über jene natürlichen Schranken. Er gehorchte seinem Gewissen, indem er den Willen, den er als den höchsten erkannte, immer wieder in siegreichem Seelenkampf zu seinem eigenen machte. Er nahm die aus seiner Charakterfestigkeit unvermeidlich entspringenden Leiden frei auf sich und überwand so eine ganze Welt des Widerspruchs und der dunkeln Angst um die Zukunft seiner Sache, ohne die zu fürchten, die wohl seinen Leib, nicht aber seine Seele, sein tiefstes Ich, seine Persönlichkeit

töten konnten. So steht er als der Kämpfer und Überwinder vor uns. Seiner Fahne zu folgen ist für uns eine innere Notwendigkeit, wenn wir seines sittlich hohen Heldengeistes nur einen Hauch verspürt haben. Er sagt uns wie kein anderer, daß der Kampf unsere Bestimmung ist, daß wir nur durch Kampf zum Vollgewinn unserer tiefsten Kräfte und unserer höchsten Freiheit zu gelangen vermögen. „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert.“ Das sind seine Worte. Wohl hat er seinen Anhängern auch den Frieden versprochen, aber nur den, der ein Ergebnis des treuen völlig überwindenden Kampfes ist.

Die Erinnerung an ihn hat uns schon gezeigt, daß nicht bloß die inneren Schwierigkeiten, die in der Menschennatur selbst liegen, sondern auch die Schwierigkeiten der äußeren Lage, die sich gegen die Erfüllung ihrer Bestimmung auftürmen, erfolgreich bekämpft werden können. Diese allgemeinen äußeren Schwierigkeiten lassen Sie uns nun ins Auge fassen. Sie können in der anfänglichen Umgebung des Kindes, in dem Einfluß der Eltern und Lehrer, im Beispiel der Dienstboten und Kameraden, in den allzu ärmlichen oder auch allzu glänzenden Verhältnissen des häuslichen Lebens, in traurigen, das Gemüt belastenden und den Geist lähmenden Schicksalen, in einer Berufslast, die entweder für die leibliche oder für die geistige Entwicklung oder für beide keine Zeit übrig läßt, gelegen sein. Was dabei besondere Bedrängnis schafft, ist die oft ungerechte Verteilung der Menschenlose, der zufolge der Schmeichler hochkommt und der Ehrliche zurücksteht, dem Begüterten immer noch mehr zufällt und der Dürftige, der im Schweiß seines Angesichts arbeitet, doch niemals auf einen grünen Zweig

kommen kann. Freilich wäre es eine Übertreibung, solche Fälle als Regel auszugeben. Schon die Thatsache, daß sie besonderes Aufsehen und den Eindruck des Unnatürlichen erregen, beweist, daß sie Ausnahmen sind. Die Regel ist eben doch die, daß es dem Aufrichtigen zuletzt gelingt, daß ehrlich am längsten währt und Tüchtigkeit sich Vertrauen, Anerkennung und wirtschaftlichen Segen erwirbt. Aber auch gegenüber jenen Ausnahmen fehlt es nicht an versöhnenden Thatsachen der sittlichen Erfahrung. Darüber belehrt uns eine Untersuchung der Frage: in welchem Verhältnis stehen Charakterentwicklung und äußeres Schicksal? Sie zerlegt sich in zwei Fragen. Die erste ist die: welchen Einfluß hat das Schicksal, Glück oder Unglück, auf den Charakter? Und die zweite: welche Wirkung übt umgekehrt eine sittliche charaktervolle Lebensführung auf das Ergehen aus?

Unser nächstes Gefühl bei der ersten Frage wird sein: Das Glück befreit und erfrischt, das Unglück lähmt. Der Sonnenschein des Glücks macht froh und tüchtig, wir sollen ihn in unser Gemüt sammeln, so lang er uns lacht, wir brauchen ihn, damit er noch von innen leuchte, wenn's um uns her trübe wird, namentlich die Kindesseele kann nicht genug davon empfangen. Gewiß ist das wahr. Aber so sprechen *wir*, die wir auch der grauen, düstern Tage eine reiche Zahl durchlebt haben und deshalb gerade das Hereinstrahlen der Freude als besonders herzerquicklich empfinden können. Ob wir's ebenso vermöchten, wenn „die Reihe von schönen Tagen" unbegrenzt wäre? Die Spruchweisheit aller tiefer gebildeten Völker bestreitet es.*) Die griechische und die

*) Vgl. Paulsen, a. a. O. S. 333.

hebräische, sonst so weit auseinandergehend, trifft hier in dem Urteil zusammen: das Glück erzeugt ein fettes Herz, führt zum Übermut, zur Härte, zum Leichtsinn und „hinter den schwindelnden Höhen folgt auch der tiefe, der donnernde Fall". Eine glänzende Karriere bringt den Charakter in Gefahren der Eitelkeit, eine unverwüstliche Gesundheit läßt nicht zum Verständnis der Zustände und Stimmungen kranker Menschen kommen, und „Genießen macht gemein", wie Faust sagt. Auch für den Charakter ganzer Stände und Völker und ebenso für den der Kirche gilt die Beobachtung, daß Macht und Glück zu Hochmut, Trägheit und Unduldsamkeit verführen. Umgekehrt steht es fest, daß Leiden und Unglück eine läuternde, den Willen und die Widerstandskraft stählende, den Erfindungsgeist und das liebevolle Verständnis für andere erweckende Wirkung haben können. Das ist der tiefe Gedanke der griechischen Tragödie und die in ihrer religiösen Begründung allerdings noch tiefere Weisheit des Christentums. Auch sie wird ebenso durch die Geschichte der Völker wie der Einzelnen bestätigt. Wenn „des Lebens ungemischte Freude" keinem Sterblichen zu teil wird, so ist das gut für die Bildung seines Charakters, denn ohne den Zusatz des Leidens würde er die tiefsten Kräfte seines Wesens nicht kennen gelernt haben. Gerade aus dem Wechsel von Hoffnung und Sorge, von Demütigung und Erhebung gewinnt er den Reichtum und die Festigkeit des inneren Lebens, gerade aus der für ihn richtigen Mischung von Freud und Leid eine charaktervolle Grundstimmung. Freilich denkt wohl mancher von seinem eigenen oder auch von anderer Los, daß ihm des Leides zu viel und der Freude zu wenig beigemischt sei, aber welcher Mensch dürfte nun wirklich genau angeben wollen, welche Mischung

für diesen und jenen gerade in seiner jetzigen inneren Verfassung die richtige sei? Ob nicht manche wie jener Kreuzträger in Chamissos Gedicht sich ihr altes Kreuz bald zurückerbitten würden, in der Einsicht: es entsprach doch meiner Tragkraft noch am besten und in der bloß äußeren Veränderung meiner Lebenslage liegt noch nicht das wahre Glück?

Es muß aber jedenfalls, wenn das Schicksal einen Segen für die Charakterentwicklung haben soll, auch der Mensch danach sein. Auch seine Lebensführung — damit beantworten wir die zweite Frage — hat Einfluß auf sein Ergehen. Ob auch der äußere Erfolg ihr nicht immer entspreche — er ist es ja gar nicht, den die wahrhaft gute Gesinnung und That vor allem als erstrebenswert sucht, er ist ja, wie das äußere Glück überhaupt, höchstens die natürliche Begleiterscheinung der Sittlichkeit, nicht ihr Ziel; ihr Ziel ist das Gute selbst, ist die Vervollkommnung des Charakters der Einzelnen und der Gesamtheit. Wird dies Ziel auch zunächst nur für den Einzelnen erreicht, und auch für ihn nur allmählich — es gewährt ihm die wahrste Befriedigung, die er finden kann. Und diese Befriedigung, die treues Streben gewährt, ist für sein Wohlbefinden die Hauptsache. Nichts erhält gesunder als Arbeit. Derselbe Mensch, der auf ehrlichen Wegen manches erwünschte äußere Ziel nicht erreicht, aber sein inneres Selbst gestärkt, ihm einen Kerngehalt gewonnen hat, er würde bei Erreichung jener Ziele auf ungeradem Wege sich doch unbehaglich und unbefriedigt fühlen. Wenn es auch gewiß eine herzlose Willkür wäre, jeden Schicksalsschlag und jedes äußere Übel direkt auf ein unsittliches Verhalten zurückzuführen, worüber im einzelnen Fall höchstens das Gewissen des Einzelnen selbst entscheiden

kann — ein Zusammenhang zwischen Verhalten und Befinden besteht in jedem Fall.

Doch mit den Schwierigkeiten und Tücken besonderer Schicksale hatten schließlich die Menschen aller Zeiten zu kämpfen. Kommen nicht in der Gegenwart ganz besondere Hindernisse und Gefahren hinzu, die dem sittlichen Kampf eine ganz neue, in mancher Beziehung jedenfalls sehr erschwerte Aufgabe stellen? Es ist so, meine Damen und Herren. Der moderne Mensch empfindet nicht nur die alten Probleme, die aus der Doppelanlage der menschlichen Natur im besonderen und aus den Grausamkeiten des Naturlaufs im allgemeinen entspringen, gemäß der gesteigerten Sensibilität besonders tief und scharf. Thatsächlich ist die Einheit und die Kraft seines inneren Lebens und damit die harmonische und stetige Ausbildung seines Wesens durch den Charakter der Zeit aufs ärgste bedroht. Die Freiheit des Verkehrs und der damit verbundene unruhvolle und rücksichtslose Wettstreit um Glück und Gewinn, der willkürliche Betrieb der Berufsgeschäfte, die leichte Zugänglichkeit mannigfaltigster Genüsse — sie erwecken so oft das Mißverständnis, als beruhe die persönliche Selbständigkeit in der äußeren Ungebundenheit des Lebens, in der Befreiung von jedem zwingenden Ernst der Pflicht. Das ganze erregte Außengetriebe besonders der Großstädte, das vielgezweigte Vereinswesen und die öffentliche Erörterung sozialer, politischer, hygienischer Fragen, die kühne Verwertung der Naturkräfte in Technik und Industrie zum allgemeinen Nutzen, die immer größere Leichtigkeit des Reisens und Fülle der Verkehrsmittel, das Dröhnen und Stampfen und Klirren der Maschinen, der ungeheuer anschwellende und zeitraubende Lesestoff der Zeitungen

und Bücher, die Massenkonkurrenz und Überfüllung auch auf den Gebieten der wissenschaftlichen und künstlerischen Berufsthätigkeiten, die dementsprechende Auflösung in Spezialitäten und Parteien, die Schwierigkeit, aus der Masse des Materials das Wichtigste für sich herauszufinden und aus dem Stimmengewirr der Meinungsäußerungen und Überzeugungen das für die eigene Urteilsbildung wirklich Wertvolle sich sicher anzueignen — alles dies, in welches Fieber der Nervosität kann es den Menschen hineinreißen! In welche Zersplitterung der Kräfte, in welchen Wechsel der Antriebe und Stimmungen, in welchen Strudel der Mißverständnisse und Enttäuschungen auch auf geistigem Gebiet, der Einseitigkeiten, Zwiespältigkeiten, Übertreibungen und Aufregungen! Kann denn bei einer wirren, lärmenden Hast, die den ganzen Menschen betäubt, berauscht, überreizt, dann auch wieder anekelt und übermüdet, noch ein innerer Mittelpunkt des Lebens festgehalten werden, ist da eine Sammlung des Selbst, eine Tiefe und Harmonie des Gemütslebens, eine erquickende Stille der Häuslichkeit noch möglich? Muß nicht die Überspannung schließlich den Willen schwächen, ihn seiner elastischen Kraft und wahren Freiheit berauben? Tritt nicht thatsächlich im modernen Drama, diesem Spiegelbild der Zeit, immer wieder die schmerzlich empfundene Unzulänglichkeit gegenüber den neuen Aufgaben hervor? Wird nicht mitten im Überfluß der Eindrücke der Mangel an einem tiefbefriedigenden Lebensinhalt und die Öde und Armut des Gemütes allgemeiner gespürt als je in jenen überwundenen Zeiten des Zopfes und der zünftigen Enge? Ja, steigen nicht die Wogen der Gefahr aufs höchste, wenn wir sehen, wie theoretische Halbwahrheit und praktische Entartung sich miteinander

verbünden, um die Gewissen zu verwirren und den Kämpfersinn zu erschlaffen; ahnt uns da nicht etwas vom verborgenen Widerstand einer dämonischen Gesamtmacht des Zeitalters, die jenen bestimmungswidrigen Hang zum allgemeinen Verderben, zur Vernichtung der sittlichen Freiheit großziehen könnte?

Und doch, meine Damen und Herren, trotz alledem lieben wir unsere Zeit und möchten sie wohl mit keiner anderen, früheren vertauschen. Jede frühere Zeit hatte ihre eigenen Gefahren, die unsrige bietet uns gegenüber den neuen Schwierigkeiten doch auch eine *Fülle neuer Erleichterungen* des Lebens, sie hat uns von mancher geistigen und sozialen Fessel befreit, so daß wir kaum wagen dürfen, zu sagen, das Leben sei für unsere Vorfahren weniger schwer gewesen als für uns. Werden wir nur erst der neuen Errungenschaften völlig Herr, reif für ihre besonnene Verwertung, so daß sie uns wirklich Mittel werden, eine wahre innere Selbständigkeit begründen zu helfen! Lassen wir uns auch in schwächlicher Abhängigkeit vom Modetreiben nicht unnötige Lasten auferlegen, unter denen unser persönliches Leben verkümmert und untauglich zu *wahrer* Dienstleistung wird! Fühlen wir es aber auch als eine Ehrensache, den individuellen Aufgaben, die unsere Zeit gerade an unser Wesen stellt, gewachsen zu werden, ringen wir danach, die ganze Kraft und Freiheit innerer Willensherrschaft über unser zeitliches Lebensgebiet in unsere Brust zu fassen, nicht bei der Verneinung gesellschaftlicher Irrtümer und Interessen stehenbleibend als bloße Skeptiker und Quietisten, sondern in positivem Wahrheitsdrang und positiver Hingabe dem hohen Ziel nachjagend als freiwillige Kämpfer!

Wird es möglich sein, in diesem Kampfe auszuharren? Wir wollen uns diese Frage nicht im Sinne eines leichten Optimismus beantworten, der in mannigfacher Weise die dunkeln feindlichen Mächte wegzudeuten oder zurückzudrängen sucht; auch nicht im Sinne eines verbissenen oder schwermütigen oder deklamatorischen Pessimismus, der an dem siegreichen Aufkommen einer Welt des guten Geistes verzweifelt.*) Nein, lieber im Sinne der christlichen Weltanschauung. Sie fordert uns auf, uns mit dem innersten Kern unseres Wesens über die Gegensätze zu erheben, alles Böse tapfer anzugreifen und innerlich zu überwinden, weil es dazu allein da ist, alle Güter und alle Übel der Zeit dankbar unter die Dinge zu rechnen, die der Ewige denen, die ihn lieben, „zum Besten dienen" läßt. Kann denn wirklich das Christentum auch noch dem modernen Kulturmenschen für seinen sittlichen Kampf die rechte Ausrüstung und Weihe geben? Ich denke: ja! Denn der Geist, den es noch heute dem Kämpfer einhaucht, ist göttlicher Lebensgeist. Und darum ist es eine unerschöpfliche Kraftquelle der Sittlichkeit.

*) Vgl. Rudolf Eucken, Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt (Leipzig, Veit u. Comp. 1896), S. 258 ff.

IV.

Die Religion Jesu Christi als Kraftquelle der Sittlichkeit.

Schon in den drei ersten Vorträgen sahen wir uns zu wiederholten Malen aufgefordert, den Spuren Jesu Christi zu folgen. Seine Stellung zu den Gemeinschaften, seine Wertschätzung der Persönlichkeit, sein vorbildlicher Kampf um die wahre Freiheit trat in den Mittelpunkt unserer Erwägungen, warf sein Licht auch auf unsere heutigen Probleme und Kämpfe und fand einen lebendigen Widerhall, denke ich, in unserm Empfinden. Aber die bisherige Betrachtungsweise mag für diejenigen unter Ihnen, denen es eine teure Gewohnheit ist, seinem irdischen Wandel sinnend nachzugehen, manchmal befremdlich gewesen sein. Erschien er da nicht gewissermaßen ganz losgetrennt von dem ewigen Hintergrund seines Wesens, ganz außer dem Zusammenhang mit dem Vatergeist, aus dem und für den er lebte und wirkte? Und wenn auch jeder, der einmal die Gottinnigkeit als den Herzschlag des Lebens Jesu tief empfunden hat, bei jeder Verfolgung seiner Spuren gewissermaßen den Himmel über ihm geöffnet und die Engel Gottes, die Sinnbilder ewiger Kräfte, auf- und niedersteigen sieht auf die einzigartige Lichtgestalt des Menschensohns — allmählich wird sich doch

ein Gefühl des Vermissens einstellen, wenn die tiefen innigen Töne völlig schweigen, die sonst als das eigentliche Evangelium einer unsichtbaren Welt seine Seele mit Erquickung füllten. Heute nun mögen die so Denkenden sich auf den eigentlichen Standort ihrer Weltanschauung, den religiösen, versetzt fühlen. Heute soll jene allmähliche Fahrt stromaufwärts, die in der Einleitung dieser Vorträge angekündigt wurde, an der wahren Lebensquelle ihr Ziel finden oder der Spirallauf, der bei den weitesten Kreisen des Gemeinschaftslebens seinen Anfang nahm, dann durch den persönlichen Lebenskreis zu den tiefsten ursprünglichen Anlagen des Menschen führte, in der einheitlichen Spitze eines ewigen Lebensgrundes münden. Freilich, das will ich sogleich hier sagen: die Erwartung, die mir ein anonymer Briefschreiber angedeutet hat, daß nun, nach der Darstellung Jesu als des Menschen, eine solche folgen werde, die ihn „als Gott" erscheinen lasse, — diese Erwartung kann nicht erfüllt werden. Schon deshalb nicht, weil Jesus selbst die Zuerkennung wesentlicher allein der Gottheit zukommender Eigenschaften demütig von sich abgelehnt hat: die Allmacht, wenn er sagte: „der Vater ist größer als ich"; die Allwissenheit, wenn er betonte, daß er, der Sohn, nicht wisse, wann Tag und Stunde des Gerichts eintreten werde, sondern allein der Vater; die sittliche Vollkommenheit, wenn er dem, der ihn anredete: „guter Meister" die Antwort gab: „was heißest du mich gut? Niemand ist gut, denn der einige Gott." Schon der Ausdruck in der Formulierung des heutigen Themas: „die Religion Jesu Christi" widerspricht jener Erwartung. Denn wer eine Religion oder einen Glauben *an* Gott *hat*, der *ist* nicht selbst Gott oder *bloß* Gegenstand des Glaubens.

Andererseits nehme ich wohl nicht ohne Grund an, daß unter den Zuhörern auch solche sich befinden, für die gerade erst mit dem heutigen Thema die Hauptschwierigkeit der Versöhnung beginnt, die also zur Not noch mit der Sittenlehre des Christentums, aber viel weniger mit ihren religiösen Voraussetzungen sich abzufinden vermögen. Zwar fürchte ich durchaus nicht, daß ihnen die ehrfürchtige Empfindung abgehen könnte: „Das Land, das wir jetzt betreten, ist heiliges Land." Wer überhaupt heute hierher gekommen ist, dem fehlt es auch nicht an Respekt gegenüber der großen religiösen Frage, der hat sich gewiß schon manchmal Gedanken über sie gemacht. Ich hoffe aber, daß auch solche Zuhörer in der Behandlung dieses Themas einige zu weiterem Nachdenken anregende Gesichtspunkte finden werden. Ich will nun zunächst den Begriff der Religion Jesu erläutern, indem ich sie gegen jede Art von Dogmatismus abgrenze, ihr Wesen kurz kennzeichne und aus diesem ihre Unanfechtbarkeit gegenüber der Wissenschaft folgere. Dann gedenke ich auf den Zusammenhang von Religion und Moral näher einzugehen und die Religion als einzig sichere Begründung und als reichste Kraftquelle der Sittlichkeit zu charakterisieren.

Religion Jesu Christi — was heißt das? Ist sie gleichbedeutend mit der Summe kirchlicher Lehren und Dogmen über Christus? Nein. Dies Mißverständnis ist es leider, das viele nicht bloß der Kirche, sondern, was betrübender und für sie selbst bedauerlicher ist, auch dem Evangelium entfremdet hat. Gewiß werden wir Lehr- und Glaubensformeln, wie z. B. das sogenannte apostolische Bekenntnis, — ich sage: das „sogenannte", weil es erst lange nach dem Tode der Apostel verfaßt

ist — als einen Ausdruck des Glaubens unserer Väter nicht ohne Pietät ansehen. Wir dürfen auch überzeugt sein, daß viele jener Lehren, in denen sich die ernste theologische Geistesarbeit früherer Jahrhunderte darstellt, einen bleibenden Wahrheitsgehalt der christlichen Weltanschauung hervorgehoben haben, wenn auch oft in einer einseitig übertreibenden und nicht widerspruchslosen Form. Wir sind aber nicht verpflichtet, sie, die doch alle Erzeugnisse des menschlichen Geistes und Zeugnisse seiner geschichtlichen Entwicklung sind, für einen unfehlbaren, alle nachfolgenden Geschlechter bindenden Ausdruck des christlichen Glaubens zu halten. Wir sind im Gegenteil verpflichtet, sie zu prüfen. Wir sind nicht bloß durch die Gottesgabe unserer Vernunft, sondern auch durch unser Gewissen verpflichtet, Irrtümer, die sich mit der Zeit immer als eine Gefahr für die Gesundheit wahrer Frömmigkeit und Sittlichkeit herausstellen, zu berichtigen. — Aber wenn nicht mit der Kirchenlehre, deckt sich die Religion Jesu Christi nicht mit dem Gesamtinhalt der heiligen Schriften? Auch hierauf antworte ich: Nein. Auch diese Verwechslung hat sich als schädlich erwiesen und dem Ansehen und Gebrauch des Buches der Bücher nicht genützt, sondern Abbruch gethan. Gewiß ist es die urkundliche Quelle christlicher Erkenntnis und Erbauung, aus der die Menschheit noch heute und in aller Zukunft den reichsten Trost und die kräftigste Ermutigung zum Glauben und zur thätigen Liebe schöpfen kann. Wer es mit aufrichtigem Herzen und Gewissen liest, der findet sich auch heute noch, je nach seinem inneren Zustand, erquickt und gestärkt, beschämt und angetrieben. Er fühlt, daß hier in der That erleuchtete Geister zu ihm reden, „getrieben von dem heiligen Geist", Menschen von mächtig

fortreißender religiöser Genialität und Gemütskraft. Aber immerhin Menschen, in denen der göttliche Geist ein mehr oder weniger natürlich beschränktes Organ seiner Selbstmitteilung fand, Menschen, die deshalb auch immer nur in allgemein menschlich, zeitlich und persönlich bedingter Form die Wahrheit zum Ausdruck bringen konnten, die ihre Brust entflammt hatte. Weshalb denn auch der Erbauungswert der einzelnen biblischen Schriften ein sehr verschiedener ist. Schon Luther hat dies erkannt und in unbefangener Treuherzigkeit ausgesprochen. So nannte er den Jakobusbrief eine „stroherne Epistel" — ein Geschmacksurteil, das wir nun freilich nicht deshalb schon teilen müssen, weil er es gehabt hat — und von der Offenbarung Johannis sagt er sehr wohlverständlicher Weise: „Mein Geist will sich in dies Buch nicht schicken." Wenn später ein orthodoxer Buchstabeneifer jedes Wort der Bibel als unfehlbares Wort Gottes, als ein Diktat des göttlichen Geistes bezeichnet hat — eine Auffassung, die jede geistige Mitarbeit der Verfasser aufhebt — so verkennen wir nicht die Redlichkeit dieses Eifers, aber auch nicht seine großen, leider noch heute traurig fortwirkenden Gefahren. Denken Sie nur z. B. daran, welche verwüstende sittliche Schädigung der kindlichen Gemüter eine unterschiedslose Verwendung der biblischen Bücher und besonders der alttestamentlichen im Unterricht zur Folge haben muß! Nein, da halten wir es lieber mit dem Reformator, der die Schrift nur, sofern sie „Christum treibt" und das Gewissen „gefangen nimmt", als Richtschnur des Glaubens anerkennt. — Also weder die Kirchenlehre noch der Schriftinhalt fallen ohne weiteres mit dem Begriff der Religion Jesu zusammen. Nun denn aber wenigstens die S u m m e der von ihm selbst

gesprochenen, ihm in den Mund gelegten oder auf ihn bezogenen Worte? Allein auch hier müssen wir noch eine Einschränkung machen. Wir sagten uns neulich schon, daß nicht alle seine Vorschriften uns heute, unter ganz veränderten sozialen Zeitumständen, zu buchstäblicher Erfüllung verbinden. Er hat uns eben kein Musterbuch sittlicher Grundsätze hinterlassen, ebensowenig wie einen Katechismus von Lehrsätzen des Glaubens. Und wohl uns, daß er keine Unfehlbarkeit beansprucht hat! Er hätte damit jenen Buchstabeneifer, der schon ohnehin genug zur Verkümmerung des inneren Lebens gethan hat, noch begünstigt. Es könnte dann überhaupt keine wahren Jünger seines hohen, freien, lebendigen Geistes geben, sondern nur mechanische Nachbildner seiner Handlungsweise. Aber auch das verschweigen wir uns nicht, daß ein großer Teil seiner Vorstellungen, z. B. die von Himmel, Erde und Hölle, von Engeln, Teufeln und Dämonen einer ein für allemal vergangenen Periode menschlichen Geisteslebens angehört, daß sein ganzes Weltbild nicht das unendliche eines Kopernikus oder Giordano Bruno war. — Wir könnten ja vielleicht, meine Damen und Herren, uns den Zwang auferlegen, alles blindlings zu glauben, was die Kirchenlehre, was die Bibel und eine überwundene Vorstellungswelt uns kündet. Wir könnten das Opfer des Intellektes, das die katholische Kirche von ihren Anhängern fordert, bringen und etwa als Glieder einer aufgeklärten Gesellschaft sagen: „Ich kann an diese Dinge im Ernst nicht mehr glauben", und als Glieder einer religiösen Gemeinschaft: „Ich kann aber auch anders" — aber was hülfe uns dieses Opfer in unserer persönlichen inneren Not? Können alle jene Lehren und Vorstellungen uns einen wirklichen Halt im zerstreuenden Getriebe dieser

Zeit, wirklich brauchbare Waffen für unseren jetzigen sittlichen Kampf geben? Werden wir liebreicher, freier, charakterfester durch den Glauben an die übernatürliche Geburt und die leibliche Auferstehung Jesu, an die wunderbare Speisung der Fünftausend und an das Wandeln auf dem Meer? Ja, macht uns der Glaube an das alles der wirklichen Religion Jesu auch nur im mindesten teilhaftig?

Denn was ist, so fragen wir nun, diese Religion ihrem Kerne, ihrem Wesen nach? Es ist rasch gesagt, mit Einem Worte: die Gotteskindschaft. Was ist das? Das ist das innige Verhältnis des Menschen zu Gott, wie es sein soll, der einfache und doch so große Gedanke, der in Jesus zum erstenmal mit voller Kraft und Klarheit in die Geschichte eingetreten und in seinem Lebensbilde ursprünglich und anschaulich verwirklicht worden ist. Dieser Gedanke zerlegt sich von selbst in zwei: Gott ist der Vater, der im tiefsten Wesen des Menschen seine Gegenwart offenbart, ihn aber auch durch seine äußeren Erfahrungen zum Guten, zur Erfüllung seiner Bestimmung erzieht. Der Mensch aber ist demgemäß seiner tiefsten Anlage nach das Kind oder, wie Jesus selbst sagt, der Sohn Gottes. („Liebet eure Feinde u. s. w. — auf daß ihr Söhne seid eures Vaters im Himmel. Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.") Freilich muß er erst werden, was er nur der Anlage nach ist, kann es aber werden durch Befreiung oder Erlösung von der Oberherrschaft seiner sinnlich-selbstischen Natur, eine Erlösung, die in Beziehung auf seine thatsächliche zwiespältige Verfassung als Neuschöpfung, in Beziehung auf jene ideale Anlage als Vollendung der Schöpfung zu betrachten ist. Beide Gedanken: daß Gott

der Vater und die Menschen seine Söhne und Töchter sind, schließen sich wieder in dem dritten von dem Gottesreiche zusammen, d. h. in dem Gedanken der großen sittlichen Gemeinschaft freigewordener Persönlichkeiten, der die Gesinnung der Gottes- und Nächstenliebe das einzige innere Gesetz ist. Diese drei einfachen Gedanken sind der Grundklang des Evangeliums Jesu. Das Evangelium aber entströmt der tiefsten Erfahrung seiner eigenen Seele. Er selbst fühlt sich als der Sohn, der innerlich eins ist mit dem göttlichen Wesen des Vaters, und in dieser seiner Wesenseinheit mit Gott fühlt er zugleich die höchste Bestimmung aller Menschen als seiner Brüder erschlossen. Nun treibt ihn göttliche Lebens- und Liebesglut, auch ihnen zur Verwirklichung dieser Bestimmung zu verhelfen, seine frohe Botschaft in die Welt hinauszutragen und durch Selbstdarstellung seines Wesens, durch überzeugende Hingabe im Leben und Sterben möglichst viele von der inneren Knechtschaft zu erlösen und in das Reich des Geistes der Wahrheit, Liebe und Freiheit zu erheben. Und gerade, indem er so handelt, kämpft und leidet, bewahrt er in ununterbrochener Herzensgemeinschaft mit Gott das Bewußtsein von dessen weltüberlegener und doch ihm in der Welt stetig gegenwärtiger Geistesmacht, einsam und doch nicht einsam, Gottesstärke im Herzen, auch unter Leiden. Weil aber seine rein innerliche Frömmigkeit fort und fort mit reinster, höchster Sittlichkeit verbunden ist, so sehen wir in jener die stärkste Wurzel für diese, in seiner Religion der innigen Gottesgemeinschaft die Kraftquelle der Sittlichkeit.

Ehe wir aber auf diesen Zusammenhang näher eingehen, lassen Sie uns noch zusehen, inwiefern der Standort

dessen, was wir die Religion Jesu nennen, gegenüber allen Fortschritten der wissenschaftlichen Forschung ein unanfechtbarer bleiben kann. Wir denken dabei besonders an die Befürchtungen, die sich an die historisch-kritische Forschung einerseits und an die glänzenden Ergebnisse der naturwissenschaftlichen andererseits geknüpft haben. Dort lautet die ängstliche Frage: Werden denn nicht die Fundamente des Christentums erschüttert und uns schließlich unter den Füßen weggerissen, wenn die prüfende und vergleichende Kritik auch vor den Heiligtümern des alten Glaubens nicht Halt macht? Allein, was nennt man Fundamente, was Heiligtümer! Eben jene Lehrsätze, Bekenntnisse, kirchlichen Einrichtungen, biblischen Vorstellungen, die den Lebensbau einer religiös-sittlichen Gemeinschaft auf die Dauer nicht tragen können! Morsches, bröckliches Gestein sind sie zuletzt, keine Fundamente! Zerbrechliche Krücken, keine Stützen, die noch einen festen inneren Halt gewähren! Auf Sand gebaute Lehrgebäude, die mit all ihrem künstlichen Flickwerk und Tragegebälk in der Luft herumfliegen, wenn der Sturmwind der Kritik ihre Festigkeit erprobt! Den wirklich festgerammten Grundstein dagegen legt dieser Sturmwind erst mehr und mehr frei: Das echte, gottinnige Christentum Christi selbst, das Christentum der frommen Gesinnung und That. Die Erwartung, die Goethe einst aussprach, die Bibel werde immer schöner werden, je mehr man ihre einzelnen Worte aus den geschichtlichen Zeit- und Ortsverhältnissen heraus verstehen werde, aus denen sie geboren seien, diese Erwartung beginnt sich zu erfüllen — ein Erfolg der ungeheuren Arbeit der theologischen Forschung des 19. Jahrhunderts. Vor allem aber hat die Gestalt Jesu selbst durch die schärfere Unterscheidung

von Zeitlichem und Ewigem in ihm und durch die Ablösung der mehr legendenhaften Teile in den evangelischen Berichten, die in buddhistischen Urkunden zum Teil eine verblüffend genaue Parallele finden, also keinesfalls das wesentlich Unterscheidende des Christentums ausmachen, ich sage, seine Gestalt hat durch alle diese Untersuchungen nur an Klarheit und innerer Größe für uns gewonnen und ist uns menschlich wieder näher gerückt. Jedenfalls, der Kern seines Wesens, seine Gottinnigkeit, konnte nicht zerstört, konnte nur heller und kräftiger ans Licht gefördert werden. — Und wie steht es mit der naturwissenschaftlichen Gefahr, mit der Frage, die auch aus Ihrem Zuhörerkreise, meine Damen und Herren, aufgeworfen wurde: wie „die christlichen Ideen mit der Entwicklungslehre zu vereinbaren" seien? Auch hier kommt es natürlich darauf an, was man unter „christlichen Ideen" versteht. Versteht man darunter z. B. ein Festhalten an den biblischen Schöpfungsberichten, also an der Schaffung des Urmenschen und seiner Umgebung oder dem Sechstagewerk, dem die Welt ihre Entstehung verdanke, so ist die Vereinbarung mit der natürlichen Schöpfungsgeschichte ausgeschlossen. Ebenso kann die sogenannte geocentrische Vorstellung vom Weltall oder seine räumliche Dreiteilung in Himmel, Unterwelt und Erde als festen Mittelpunkt vor der neuzeitlichen Erd- und Sternenkunde nicht bestehen. Anders gestaltet sich aber das Verhältnis, wenn man den Wert jener Ursage und jenes Weltbildes nicht in einem wissenschaftlichen Aufschluß sucht, den sie nicht geben wollten und konnten, sondern in ihren religiösen Grundgedanken. Diese Grundgedanken sind: 1) die Welt, ihr Stoff und ihre Ordnung, hat ihren Grund in dem klaren, zweckbewußten

Willen Gottes als des überweltlichen Geistes und 2) auf Erden verwirklicht sich sein Schöpfungszweck im Naturleben durch unfreie Kräfte, im Geistesleben durch die allmählich frei werdenden inneren Kräfte der Menschen, in denen er selbst sich offenbaren und verherrlichen will. Freilich, mit einem Materialismus, der auch die Welt unseres Bewußtseins nur aus dem Stoff erklären, die geistigen Vorgänge also nicht bloß in ihrer unleugbaren Verbindung mit parallelen körperlichen Vorgängen aufzeigen, sondern sie geradezu für das Erzeugnis der Materie ausgeben will, mit dieser Weltanschauung, die sich ebenso mit der exakten Wissenschaft wie mit dem Einheitsbedürfnis der menschlichen Vernunft in Widerspruch setzt, kann sich das Christentum niemals versöhnen. Es ist ein von bedächtigeren Naturforschern selbst verworfener Übergriff, wenn man auf naturwissenschaftlichem Wege die Dinge nicht bloß auffinden und beschreiben, sondern auch noch nach ihren letzten Gründen erklären will. Und es ist eine Thatsache, die der Ironie nicht entbehrt, wenn sie auch begreiflich ist, daß sich große Scharen, die das kirchliche Dogma über die letzten unerklärbaren Dinge stolz verachten, zu Sklaven eines wissenschaftlich aussehenden Dogmas über sie gemacht haben. Nichts wäre jedoch verkehrter, als alle Vertreter der sogenannten natürlichen Schöpfungsgeschichte und Entwicklungslehre eines radikalen Materialismus zu zeihen. Darwin, der die Entstehung und Unterschiede der Arten aus einer einzigen gemeinsamen Urart durch allmähliche Übergänge, Anpassung und Auswahl für wahrscheinlich erklärt, und Haeckel, der durch seine Theorieen über die Entwicklung der Naturformen und besonders der niedrigsten Lebewesen diese Erklärung zu

einem umfassenden naturphilosophischen System ausgebildet hat, sind ebensowenig krasse Materialisten wie Kant und Goethe, die gleich dem Franzosen Lamarck durch die Ahnungsblitze ihres Geistes ihnen den Weg gewiesen haben. Es giebt protestantische Theologen, die auf Grund gewissenhafter Nachforschung der Hypothese von der Abstammung des Menschen aus dem Tierreich große Wahrscheinlichkeit zuerkannt und doch dem zweckbewußten schöpferischen Willen Gottes, der sein Ebenbild allmählich, in aufsteigender Bewegung zur Freiheit entstehen sehen wollte, eine Einwirkung bei dieser Entstehung vorbehalten haben. Und weit entfernt, in der Entwicklungslehre eine Verkürzung der Erhabenheit des Schöpfers zu sehen, haben sie vielmehr in ihr, die ihnen die Vorstellung eines von Ewigkeit her die Welt nach den Gesetzen seines innersten Wesens schaffenden Geistes ermöglicht, eine neue unausdenkbar großartige Verherrlichung seiner Allmacht und Weisheit, ja geradezu einen Wegweiser zum Glauben an ihn gefunden, zu einem Glauben, der jedenfalls weniger vernunftwidrig sei als der Glaube an eine seelenlose, dies herrliche Universum erzeugende Einheit schwingender Atome!*) So sehen wir denn: auch hier ist eine Versöhnung zwischen Glauben und Wissen wohl möglich, keinesfalls aber wird durch die Naturwissenschaft die Wahrheit der Religion Jesu angetastet, der obendrein, wie wir schon neulich uns ins Gedächtnis riefen, den allgemeinen Gedanken der Entwicklung in seinen Gleichnissen selbst so tiefsinnig ausgesprochen hat. Seine Religion ist inneres Erlebnis und wer es auch nur leise wirklich nacherlebt, der weiß, daß es durch wissenschaft-

*) Vgl. Ritter, „Ob Gott ist", S. 108, 167—172.

liche Gründe ebensowenig widerlegt werden kann, wie es durch sie bewiesen zu werden braucht. Ein schönes Wort Goethes, das die Stellung der Naturwissenschaften gegenüber der sittlichen Bedeutung des Christentums beleuchtet, lassen Sie mich hier anführen. „Ich beuge mich," sagt er wenige Tage vor seinem Tode zu Eckermann, „vor Jesus als der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit ... Mag die geistige Kultur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern wie er will, — über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen."

Doch es bleibt uns noch eine Hauptfrage zu beantworten. Wohlan, sagt man, daß die eigentliche Religion Jesu mit vergänglichen Lehrbegriffen nicht verwechselt werden darf und von der historischen und naturwissenschaftlichen Kritik nicht widerlegt werden kann, wollen wir zugeben. Aber ist denn der Zusammenhang zwischen Religion und Moral auch heute noch notwendig? Ist er nicht bloß ein zufälliger? Giebt es nicht thatsächlich auch unter den der Religion völlig Entfremdeten sittlich sehr hochstehende, opferfreudige Charaktere? Und umgekehrt unter den Gläubigen sehr finstere, taktlose, heuchlerische und ehrgeizige Gestalten? Weder das Eine noch das Andere ist zu bestreiten. Beides aber schließt nicht aus, daß zu einer normalen Organisation und zu gesunder sittlicher Entfaltung die frommen Empfindungen der Ehrfurcht und Demut gegenüber dem Unendlichen, des Vertrauens auf den Sieg des Guten, der Dankbarkeit gegen einen lebendigen Geber aller Gaben nicht fehlen dürfen, daß ihr Mangel soviel

bedeutet wie Verkümmerung der tiefsten Anlagen des Gemütes. Gewiß sind diese Anlagen nicht bei allen Menschen gleich stark vorhanden. Aber so wenig es als ein Vorzug betrachtet zu werden pflegt, wenn einem Menschen der Sinn für Farben, Musik, Poesie, Mathematik mehr abgeht als andern, so wenig und noch viel weniger sollte man Gleichgültigkeit gegen die religiöse Welt- und Lebensanschauung, die des Menschen ganze innere Verfassung bestimmen und umwandeln kann, als ein Zeichen geistiger Überlegenheit bestaunen. Wenn auch ehrliche Zweifel manchen sittlich tüchtigen Menschen lange Zeit hindern mögen, sich zur Religion zu bekennen, — es ist doch nicht immer so, daß tiefgründiges Nachdenken die Weltanschauung bestimmt. Die Vertreter des Grundsatzes: „Laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot," sind wohl meist nicht durch faustisches Grübeln zu einem Leben des bloßen Genusses geführt worden. Sie hatten wahrscheinlich, schon ehe sie jenen Grundsatz gewissermaßen zu ihrer Rechtfertigung als einzig verständige Regel aussprachen, mit besonderer Hingebung gegessen und — getrunken. „Was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was für ein Mensch man ist," hat Fichte einmal gesagt. Und in demselben Sinn der moderne Ethiker Paulsen: „Ein nichtiges Leben bringt eine nihilistische Weltanschauung hervor. Umgekehrt, wer sein eigenes Leben mit dauerndem Gehalt erfüllt, ... wird auch für die Welt selbst eine andere Schätzung gewinnen." So jemand wird Gottes Willen thun, der wird seiner inne werden, läßt das Johannesevangelium seinen Jesus sagen. Kurz, die Verkümmerung der religiösen Anlage und das Aufgeben der christlichen Weltanschauung ist oft genug auch auf eine Lebens-

führung zurückzuführen, die dem Charakter dieser Weltanschauung als Vereinigung von Frömmigkeit und Sittlichkeit widersprach. Und ebenso haben natürlich die bedenklichen Züge der Gläubigen und die Fehler von uns allen, die wir Christen sein möchten, in der Verleugnung dieses wahren Charakters des Christentums ihren Grund. Aber auch jene hochachtbaren Verfechter einer sogenannten religionslosen Sittlichkeit — ich denke z. B. an Vertreter der sogenannten „ethischen Kultur" — auch sie, die freilich oft nicht so religionslos sind, wie sie denken, entziehen sich doch eine große, ja unerschöpfliche Bereicherung ihres Bestandes sittlicher Kräfte und zugleich die einzig sichere Begründung der Moral überhaupt.

Freilich, gegen diese Behauptung erheben sich in der Gegenwart viele Stimmen. Wie? sagt man, die Religion soll Quell und Grundlage des sittlichen Lebens sein, sie, die so viele Spaltungen der Meinung in den Völkern hervorgerufen hat? Wir entgegnen: Sie trennt freilich oft, weil sie die tiefste Eigenart der Persönlichkeiten zum Kampfe aufruft, aber sie verbindet dann auch wieder wie nichts anderes, weil sie aller Menschenkinder tiefste Eigenart in ihrer Gotteskindschaft begründet. Fanatische Kraftauswüchse, immerhin ein Beweis ihrer Lebensstärke, die nur in falsche Bahnen gelenkt ist, sind doch kein Vorwurf gegen die wirkliche Religion Jesu und sein reines, für uns vorbildliches Christentum. Doch man fragt weiter: Selbständige Sittlichkeit soll da erblühen können, wo man einer Macht außerhalb des Menschen, einem Gesetzgeber über ihm gehorchen muß? Wir fragen dagegen: Muß denn dieser Gesetzgeber eine dem Wesen des Menschen fremde Macht sein? Spricht nicht der Vatergeist,

dessen Kinder uns Jesus nennt, in unserem Inneren, in unserem Herzen und Gewissen als in Organen, die ihm wesensverwandt sind? Ist noch ein Widerspruch zwischen Selbstgesetzgebung und göttlicher Gesetzgebung, zwischen sittlicher Selbständigkeit und freiem Gehorsam vorhanden, wenn das Gesetz, dem wir gehorchen, Liebe heißt, frei und selig aus den Tiefen des Herzens quellende Liebe, die niemand von außen befehlen könnte? Nur daß gerade da, wo der Gotteswille als letzter Grund des innerlich vernommenen Sittengesetzes angenommen wird, dieses noch eine heiligere, feierlichere Würde und eine unbedingte Erhabenheit gewinnt, — einen Ernst, ohne den es z. B. der Schuljugend kaum die nötige Ehrfurcht abzwingen würde, — und zugleich den Charakter einer göttlichen, weltüberlegenen, wahrhaft gesicherten und beseligenden Freiheit. Doch nein, heißt es weiter, wir können uns nicht entschließen, diesen Vatergott anzubeten, der all die furchtbaren Übel der Welt, besonders die Grausamkeiten eines blind waltenden Naturlaufs zuläßt, die in ihrer Zerstörungswut nach Schuld und Unschuld, nach Menschenfleiß und Menschenglück nicht fragen. Hier erwidern wir: Diese ernsten Thatsachen machen es freilich einer religionslosen Moral unmöglich, einen Sieg des Guten in der Welt zu verbürgen, aber in der Religion des Jesus, der sie selbst in ihrer ganzen harten Unvermeidlichkeit erfuhr, finden sie ihre Versöhnung. Da werden sie, wie wir schon hörten, Erziehungsmittel der göttlichen Weisheit, Läuterungskräfte, Erreger eines mannigfachen Fortschritts. Es kommt hinzu die Hoffnung auf ihre versöhnende Ausgleichung in einem zukünftigen Leben. Hierbei lassen Sie mich kurz auf die mir noch von einem Zuhörer schriftlich eingereichte Frage ein-

gehen: „Wie ist die sittliche Fortentwicklung mit dem Unsterblichkeitsgedanken zu begründen?" Sofern in dieser Fragestellung die Rückwirkung gemeint ist, die etwa die Unsterblichkeitshoffnung auf die irdische Charakterbildung haben kann, wurde die Antwort schon im ersten Vortrag bei der Besprechung des Lohngedankens gegeben. Nur ist hier jene Hoffnung nicht das begründende, sondern ein anspornendes Moment und zwar insofern, als nur ein Mensch, der hier in sich selbst einen sittlichen Charakter, einen innerlich dauerhaften und wirklich wertvollen Kernbestand höheren Lebens entwickelt, die Hoffnung auf dessen Fortdauer sich erhalten kann, auf eine Fortdauer, ohne die freilich das Wort Jesu vom unendlichen Wert der einzelnen Seele und von ihrer Bestimmung zu vollkommener Gottähnlichkeit eine Illusion wäre, weil sie hier auf Erden niemand erreicht. Meint aber der Fragesteller, was mir wahrscheinlicher ist, die sittliche Fortentwicklung nach dem Tode und will er fragen, inwiefern diese mit dem Unsterblichkeitsgedanken zu begründen oder in ihn eingeschlossen sei — so antworte ich: die Entwicklungsfähigkeit gehört zum Wesen der menschlichen Seele. Würde sie mit einem Male aufgehoben, um einem plötzlich fertigen Zustand seliger Vollkommenheit Platz zu machen, so brauchte ja der Mensch — was allerdings eine weit verbreitete Vorstellung ist — nur zu sterben, um flugs die „ewige Seligkeit", wie man zu sagen pflegt, zu erlangen; einerlei, wie er vorher gelebt hätte, irgend eine Anknüpfung an den bisherigen inneren Lebensprozeß fände nicht statt. Dies Abbrechen eines gesetzmäßigen Werdegangs und der Sprung in die Seligkeit erscheint ebenso unwahrscheinlich, ja auch unsittlich, wie der Sprung ins Nichts nach solchem plötzlichen Abbrechen sinnlos.

Was denkt man sich übrigens unter einer ewigen fertigen Seligkeit, bei der es keine Weiterentfaltung und Bethätigung innerer Kräfte mehr gäbe? Müßte das nicht der langweiligste Zustand sein, der für geistige Wesen möglich wäre, und darum womöglich auf die Dauer noch entsetzlicher als die „Ewigkeit der Höllenstrafen", ein Gedanke, der ebenfalls mit der Endabsicht einer Liebe, die alle Geister in sich vereinen, „alles in allen sein" will, unvereinbar ist? Nein, wenn ihr nun einmal die Ewigkeit zur Verfügung steht, so wird ihr Erziehungswerk auch noch jenseits des leiblichen Todes in unendlich mannigfaltigen Entwicklungsformen und Stufenbildungen sich fortsetzen können, wird dabei freilich je nach der auf Erden gewonnenen inneren Verfassung der Seele ein milderes oder strengeres sein, ohne daß wir uns doch das Wie solchen Fortlebens vorzustellen vermöchten.

Wer kann zweifeln, daß in dieser Zukunftshoffnung eine große Verstärkung und Bereicherung der sittlichen Antriebe gegeben ist? Freilich, hier kehrt jener Vorwurf wieder, daß der Hinblick aufs Jenseits und überhaupt der Aufblick zum Himmel die Energie des Willens und der That gelähmt und für die irdischen Aufgaben blind gemacht habe. Aber dieser Vorwurf besteht wieder nur zu Recht gegenüber einer falschen, gefühlskranken oder dogmatisch verrannten Frömmelei, nicht gegenüber der Frömmigkeit, die Jesus hatte und erwecken wollte. Diese ist vielmehr thatsächlich die reichste Kraftquelle der Sittlichkeit, jener neuen persönlichen inneren Lebensenergie, von der wir früher schon sprachen. Sie ist Teilnahme an der unendlichen Fülle des göttlichen Lebens selbst und schon deshalb ein unversieglicher, unerschöpflicher Kräfteborn, ein immer wieder erreichbarer Rück-

halt im sittlichen Kampfe, der Ruhepunkt der Seele, zu dem sie, wenn auch immer wieder einmal fortgetrieben, doch wie zu einem lichtschaffenden inneren Mittelpunkt ihres Seins immer wieder zurückkehren kann. Aus dieser Quelle der Gottesgemeinschaft, aus diesem Bewußtsein einer Liebe, die uns zuerst geliebt hat und immer wieder liebt und ewig lieben will, strömt auch dem Schwachen immer wieder neue Frische des Strebens, neuer Mut der Zuversicht, neue freudige und thatkräftige Begeisterung, neue Lust zur Arbeit und neue Befriedigung in ihr, neue Festigkeit auch in den heißesten Gewissenskämpfen, neue Tragkraft auch gegenüber den schwersten und dunkelsten Schicksalen, Schicksalen, die das glaubenslose Herz so leicht in Bitterkeit und Unversöhnlichkeit, in Entmutigung und Verzweiflung und damit zugleich in hilflose Ohnmacht versinken lassen. Diese Quelle ist es auch allein, aus der wir gegenüber dem zersplitternden und betäubenden Getriebe der Zeit eine einheitliche und weltbeherrschende Kraft zu schöpfen vermögen. Diese Gemeinschaft mit der Einen Geistesmacht, die „die Welt im Innersten zusammenhält", ist der feste Standort, auf dem unser Selbst einen ewigen Grund gewinnt und ein ewiges Ziel vor Augen sieht, auf dem es seine Kräfte im innersten Kerne sammeln und zusammenhalten, seinen Willen zur vollen Freiheit bilden, sein Gewissen, als die Gottesstimme in der Menschenbrust, immer wieder schärfen und doch auch immer wieder wahrhaft versöhnen, seine verschiedenen Anlagen wahrhaft bestimmungsgemäß entwickeln kann. Und so lassen Sie uns von hier aus den Rückblick auf unsere Gedankenfahrt vollenden: Hier erst finden wir die Bürgschaft für eine Vollendung der Persönlichkeit als des Gotteskindes und für die Versittlichung der Gemeinschaften

als der sozialen Konsequenz der Idee unserer Bestimmung. Hier beginnt jenes neue wunderbare Werden von innen her, — Wiedergeburt, Neugeburt nennt es das Neue Testament — in dem bei der Hingabe an den Schöpfer, der in uns leben will, alle Kräfte von selber aufsprießen, alles Empfinden, Denken und Wollen von selber zu neuer, reiner Blütenpracht gedeiht. Da verliert der sittliche Kampf alles Hastige, Künstliche, Krampfhafte, alle aufgeregte Überspannung des Übermenschentums, die doch nur Zeichen der Schwäche ist; da ruft er zwar die tiefsten und letzten Kräfte zum Einsatz auf, aber mehr und mehr wird er zum freudig-kräftigen, siegreichen Kampfesspiel. Da wird die Selbsterhaltung in dem höchsten Sinne zur Pflicht, daß wir alle Gottes Eigentum sind. Da wird der Leib zum Tempel des Geistes, der Beruf auch in engen Grenzen zum Saatfeld der Ewigkeit; da giebt es eine Ehre bei Gott, die uns die ganze Welt nicht rauben kann, und eine Bildung des Herzens, des Geistes und des Gemütes, die auch da, wo manches Talent um der wichtigsten individuellen Aufgabe willen einstweilen nicht gepflegt werden kann, doch zunächst den Wesenskern zu kräftiger Entfaltung bringt; da heißt es erst im reinsten Sinn des Wortes „alles ist euer", weil der Zusatz folgt: „ihr aber seid Christi und Christus ist Gottes". Endlich zeigt sich aber auch auf dem religiösen Standpunkt erst, wo eigentlich die göttliche Seele aller menschlichen Kultur lebt oder welches die Sonne alles edlen Gemeinschaftslebens ist, die auch da verborgen leuchtet und wärmt, wo Wolken des Zweifels sie vielen verhüllen. Diese Seele, diese Sonne ist die Liebe, die überall selbständiges göttliches Leben in einem durch Familien und Staaten organisch gegliederten Reiche der sittlichen Gemeinschaft möchte

emporblühen sehen, deren mächtig entflammende, alles zusammenschmelzende Glut uns erst fähig macht, jeden Menschen, auch den Feind, zu lieben, weil Göttliches, weil ein Christus, ein Gottessohn in ihm schlummert, ob er auch selbst noch nichts davon weiß. Aus dieser Liebe erwächst in unserer Brust auch die Hoffnung auf eine irdische Gesamtentwicklung, die mehr und mehr von innen her, aus dem Wurzelschoß geläuterter und geheiligter Gesinnungen sich vollzöge und die Segnungen eines wahren sozialen und politischen Friedens über die Menschheit als den großen Bund der Gotteskinder brächte. In dieser Hoffnung eröffnet sich also die Aussicht auf Zeiten einer endgültigen Versöhnung von Religion und Kultur, auf Zeiten des Glaubens, die zugleich solche der herrlichsten sittlichen Erhebung und Kräftigung wären. Lassen Sie mich noch einmal Goethe citieren. Er sagt von solchen Zeiten: „Alle Epochen, in welchen der Glaube herrscht, unter welcher Gestalt er wolle, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt. Alle Epochen dagegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es sei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn sie auch einen Augenblick mit einem Scheinglanz prahlen sollten, verschwinden vor der Nachwelt, weil sich niemand gern mit Erkenntnis des Unfruchtbaren abquälen mag.“



Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung. Von Direktor Dr. Ed. Otto. Mit 27 Abbildungen auf 8 Tafeln. Geh. 90 Pf., geschmackvoll geb. Mk. 1.15.

Auf Grund der Werke unserer hervorragendsten Volkswirtschaftslehrer und Geschichtsforscher, sowie eigner Forschungen und Quellenstudien giebt der Verfasser in knapper Form eine Darstellung der Entwicklung des deutschen Handwerks bis in die neueste Zeit, der großen Umwälzung aller wirtschaftlichen Verhältnisse im Zeitalter der Eisenbahnen und Dampfmaschinen und der Handwerkerbewegungen des 19. Jahrhunderts, wie des älteren Handwerkslebens, seiner Sitten, Bräuche und Dichtung. Dabei wird überall der kulturgeschichtlichen Bedeutung des deutschen Handwerks Rechnung getragen, so daß sich das Büchlein auch in dieser Hinsicht einem weiten Leserkreise empfiehlt.

Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit. Von Prof. Dr. O. Weise. Reich illustr. Geh. 90 Pfg., geschmackvoll geb. Mk. 1.15.

Der Verfasser verfolgt durch mehr als vier Jahrtausende die einschlägigen Erscheinungen, wir hören von den Bibliotheken der Babylonier, von den Zeitungen im alten Rom, vor allem aber von der großartigen „Entwicklung, die „Schrift- und Buchwesen" in der neuesten Zeit, insbesondere seit Erfindung der Buchdruckerkunst, genommen haben.

Die deutschen Volksstämme und Landschaften. Von Prof. Dr. O. Weise in Eisenberg. Mit zahlr. Abbild. Geh. 90 Pfg., geschmackvoll geb. Mk. 1.15.

Das vorliegende Buch schildert die charakteristischen Eigentümlichkeiten der Landschaft, ihre Beziehungen zu den Nachbarlandschaften, den Einfluß der Gegend auf das Temperament und die geistige Anlage der Menschen, die Leistungen hervorragender Männer auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, des Gewerbes und der Industrie; Sitten und Gebräuche, Sagen und Märchen, Besonderheiten in der Sprache und Hauseinrichtung, in der politischen Haltung und dichterischen Beanlagung u. a. m. Eine gute Auswahl von Städtebildern, Landschaften und Bauten wie volkstümlichen Kunstwerken schmückt das Buch, das jedem Freunde deutschen Wesens und deutscher Eigenart in Nord und Süd, in Ost und West hochwillkommen sein wird.

Unsere wichtigsten Kulturpflanzen. Von Privatdocent Dr. Giesenhagen in München. Mit zahlreichen Abbildungen im Text. Geh. 90 Pfg., geschmackvoll geb. Mk. 1.15.

Die frische Darstellung beschränkt sich nicht etwa auf die Schilderung der Getreidepflanzen, sondern die Darstellung des Körperbaues und der Entwicklung und Verrichtung der Organe der Getreidegräser vermittelt zugleich dem Leser in anschaulichster Form allgemeine botanische Kenntnisse. Sodann giebt der Verfasser auch einen äußerst interessanten geschichtlichen Überblick über den Getreidebau und gewährt einen Ausblick auf die kulturgeschichtliche Entwicklung des Menschengeschlechtes überhaupt und besonders unserer germanischen Vorfahren. Den Schluß bildet eine Darstellung der Krankheiten der Getreidegräser.

Die Leibesübungen und ihre Bedeutung für die Gesundheit. Von Prof. Dr. R. Zander. Mit 19 Abbildungen im Text und auf 2 Tafeln. Geh. 90 Pfg., geschmackvoll geb. Mk. 1.15.

Allgemein verbreitet ist die Annahme, daß Leibesübungen für die Gesundheit nützlich sind, daß sie notwendig sind, um den Körper zu kräftigen. Weshalb die Leibesübungen diese segensreichen Wirkungen ausüben, darüber herrscht eine auffallende Unkenntnis. Prof. Dr. R. Zander hat in seinen Vorträgen in streng wissenschaftlicher Weise, aber in allgemein verständlicher Form das Wesen der Leibesübungen dargestellt, den Bau und die Thätigkeit aller Organe, auf die die Leibesübungen einwirken, in Wort und Bild geschildert und den günstigen oder schädlichen Einfluß der Leibesübungen auf sie und auf den ganzen Körper eingehend behandelt. Eine sehr genaue Besprechung haben die Wechselbeziehungen zwischen körperlicher und geistiger Arbeit, die Leibesübungen der Frauen, die Bedeutung des Sportes und die Gefahren der sportlichen Übertreibungen erfahren. Vorausgeschickt ist ein interessanter geschichtlicher Überblick über die Pflege der Leibesübungen von den Zeiten des Griechentums bis zur Gegenwart.


UNIVERSITY OF CHICAGO
36 936 491

